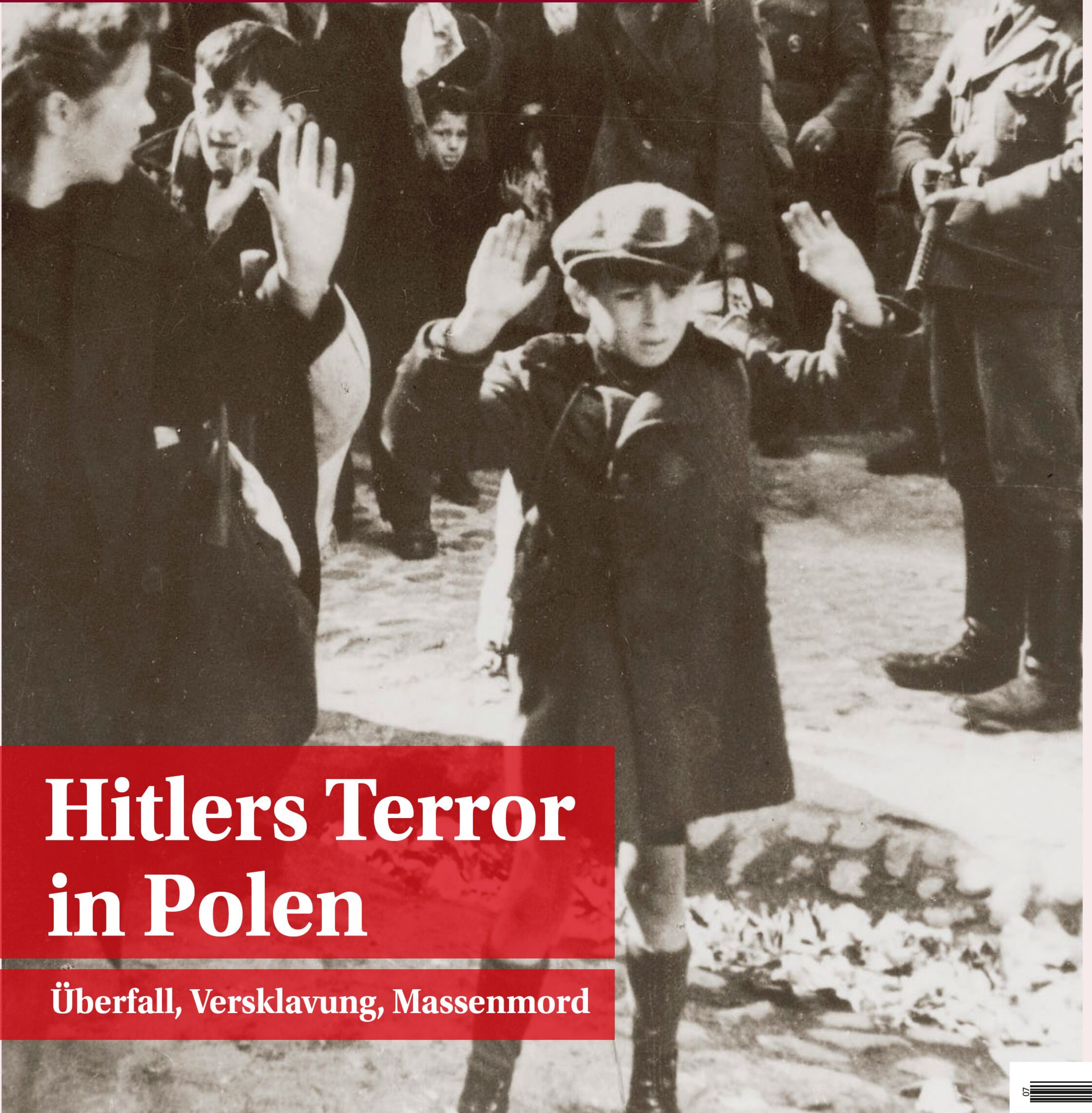


DAMALS

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Hitlers Terror in Polen

Überfall, Versklavung, Massenmord

BUCHJOURNAL:
Neuerscheinungen
im Überblick

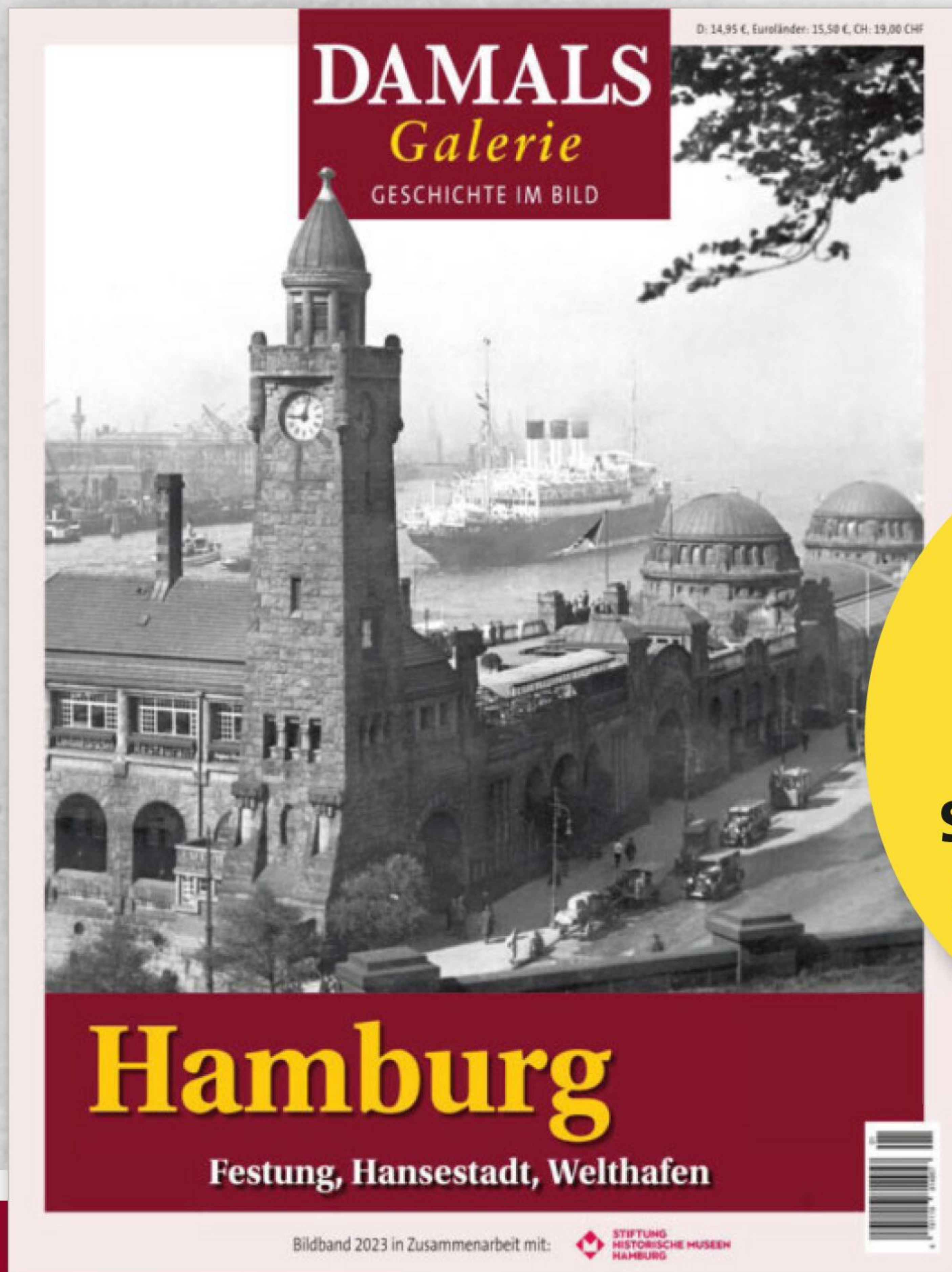
RÖMER IN SPANIEN:
Nach zähem Kampf
600 Jahre Herrschaft

THEODERICH'S MAUSOLEUM:
Das rätselhafte
Grabmal von Ravenna



Jetzt am Kiosk!

Der neue Bildband: **DAMALS *Galerie***



**Mit
beeindruckenden
Bildern aus der
Sammlung der
Stiftung Historische
Museen Hamburg!**

Hamburgs Stunde schlug im 16. Jahrhundert: Mit dem kolonialen Ausgreifen von Portugiesen und Spaniern verlagerte sich der Handel zunehmend auf die Weltmeere – Hamburgs direkter Zugang zu Nordsee und Atlantik war nun ein entscheidender Standortvorteil gegenüber den Ostseehäfen. Und so wurde der Hafen zum Motor der Wirtschaft, zum „Tor zur Welt“. Die Anfänge der Stadt reichen bis ins 9. Jahrhundert zurück.

Mit rund 200 Abbildungen zeichnet der Band auf 130 Seiten Alltag und Geschichte der Kaufmannsstadt nach.

Jetzt für nur 14,95€ online bestellen: www.direktabo.de/damals-sonderhefte
Auch erhältlich am Kiosk oder direkt beim DAMALS Leserservice:

DAMALS Leserservice
Postfach 810580
70522 Stuttgart

Phone 0711/ 82651 -208
Fax 0711/ 82651 -399
E-Mail damals@zenit-presse.de

DAMALS. Die faszinierendste Seite der Geschichte.

Auf der Abschussliste

Als die Wehrmacht am Morgen des 1. September 1939 Polen angriff, war dies der Beginn eines Dramas, das etwa sechs Millionen Polen das Leben kosten sollte, darunter drei Millionen jüdischer Herkunft. Sofort nach dem Überfall starteten deutsche Einsatzgruppen die sogenannte Intelligenzaktion – ein Mordprogramm, das sich gegen die polnische Führungsschicht richtete und jeglichen Widerstand im Keim ersticken sollte. Lehrer, Geistliche, Anwälte oder Richter wurden festgenommen, im Schnellverfahren verurteilt und hingerichtet. Diese Aktion – Gesamtzahl der Opfer: 60 000 – belegt mit aller Deutlichkeit, dass die Attacke auf den Nachbarn im Osten von vornherein auf Unterwerfung und Vernichtung zielte.

Der Albtraum hielt unaufhörlich an: Wehrmachtssoldaten töteten beim Vorrücken nach Gutdünken Männer, Frauen und Kinder, Hunderttausende Polen wurden bald als Zwangsarbeiter verschleppt, 1942 begann auf polnischem Boden die planvolle Ermordung der europäischen Juden, 1943 und 1944 schlugen die Deutschen mit größter Brutalität die beiden Aufstände in Warschau nieder. Die Dimension dieser Gewalt ist bis heute in Deutschland nicht in der Breite bekannt. Aber auch Stalin, dessen Truppen am 17. September, wie mit Hitler vereinbart, von Osten her das Land besetzten, schickte Killerkommandos: Berüchtigt ist die Ermordung von rund 20 000 gefangenen polnischen Offizieren im Wald von Katyn. Und die UdSSR setzte zum Kriegsende die folgenreiche Westverschiebung Polens durch.

Die zentralen Fragen, auf die das Titelthema eingeht, sind diese: Warum griff Nazi-Deutschland zuerst Polen an? Wie lief der kurze, aber blutige Waffengang ab, bei dem die deutsche Militärmaschine das Nachbarland überrannte? Was bewirkte die folgende Terrorherrschaft? Welchen Widerstand gab es? Warum und wie vernichteten die Deutschen die europäischen Juden in Polen? Und wie entwickelte sich das deutsch-polnische Verhältnis nach dem Zweiten Weltkrieg?

Stichwort deutsch-polnisches Verhältnis: Mit dem berühmten Kniefall vor dem Denkmal der Helden des Warschauer Ghettos am 7. Dezember 1970 leitete Bundeskanzler Willy Brandt (SPD) eine Wende in den Beziehungen zu Polen ein. Der bei diesem Besuch unterzeichnete Vertrag über die „Normalisierung“ der gegenseitigen Beziehungen signalisierte schon begrifflich, wie es nach 1945 um das Verhältnis der beiden Länder bestellt gewesen war. Tatsächlich legte der Vertrag, mit dem die Bundesrepublik die Oder-Neiße-Grenze anerkannte und auf Gebiete jenseits dieser Linie verzichtete, die Grundlage für eine erstaunliche Wiederannäherung in den folgenden Jahrzehnten.



Foto: Thomas Klink

Stefan Bergmann

Stefan Bergmann
Chefredakteur

Wissen

fachjobs24.de – hier finden Arbeitgeber

Können mit Berufserfahrung

und engagierten Nachwuchs

AUF
JOBSUCHE?

Hier sind
die besten Jobs
der Branche

- ✓ Sprechen Sie Nutzer von Branchen-Fachmedien an: die Interessierten und Engagierten ihres Fachs
- ✓ Erreichen Sie die Wechselwilligen, schon bevor sie zu aktiven Suchern werden
- ✓ Für optimales Personalmarketing: Präsentieren Sie sich als attraktiver Arbeitgeber der Branche

Einzigartiges Netzwerk zielgruppen-spezifischer Branchen-Channels



Augenoptik



Handwerk



Architektur



Industrie



Arbeitswelt

28

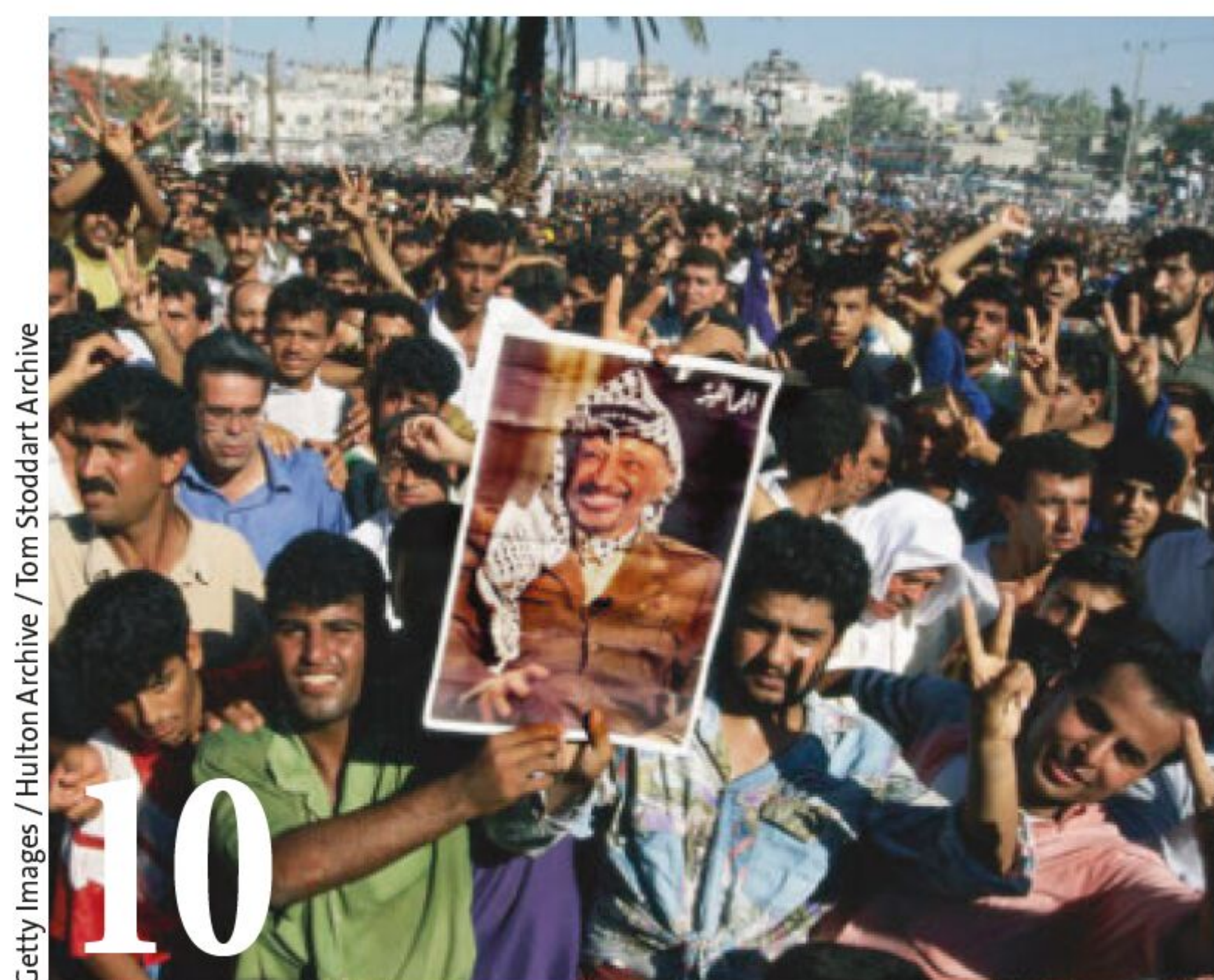
Print-Partner

34

Online-Partner

fachjobs24.de

Das Stellenportal für Ihren Erfolg!



Getty Images / Hulton Archive / Tom Stoddart Archive

Hoffnungsträger Arafat

PLO-Chef Jassir Arafat reiste am 1. Juli 1994 in den Gazastreifen ein. Dort übernahm er den Aufbau der palästinensischen Selbstverwaltung. Seine Anhänger feierten Arafat, aber die Hoffnungen auf eine dauerhafte Verbesserung der Situation erfüllten sich nicht.

AKG

Hitlers Terror in Polen

Der von Adolf Hitler befohlene Angriff auf Polen, den die Wehrmacht am 1. September 1939 begann, trug die Züge eines Vernichtungskriegs: Ausschaltung der Elite, Unterdrückung der Bevölkerung, Versklavung Hunderttausender als Zwangsarbeiter. Hinzu kam, dass Polen mit seinem besonders hohen Bevölkerungsanteil an Menschen jü-

discher Herkunft als Standort für das zentrale ideologische Projekt des NS-Regimes auserkoren wurde: die Ermordung der europäischen Juden. Das Bild unten zeigt deutsche Zollbeamte beim Umwerfen eines Grenzsteins, der 1923 nach der Teilung Oberschlesiens in einen deutschen und einen polnischen Teil aufgestellt worden war.



TITELTHEMA

3 Editorial

6 **KURZ NOTIERT**
Nachrichten

8 **ZEITPUNKTE**
Historische Ereignisse des Monats

10 **ES GESCHAH VOR 30 JAHREN**
Arafats Einzug in Gaza:
Herrscher über Palästina

16 Vor Kriegsbeginn:
Im Visier der Nachbarn

22 Das besetzte Polen:
Brutale Fremdherrschaft

28 Die Vernichtungslager
der „Aktion Reinhardt“:
Massenmord im besetzten Polen

34 Widerstand:
Mutiges Aufbäumen

40 Polen und Deutschland
nach 1945:
„Wir vergeben und bitten
um Vergebung“



Als die Römer Iberien eroberten
Der lusitanische Anführer Viriathus (Darstellung von 1844) war einer der Kämpfer, die den Römern auf der Iberischen Halbinsel zu schaffen machten: 139 v. Chr. ließen sie ihn ermorden. Nur schrittweise brachte das sie-gewohnte Imperium die ansässigen Stämme unter Kontrolle – und drückte Iberien schließlich dennoch für rund 600 Jahre seinen Stempel auf.

AKG / De Agostini Picture Library / Icas94

64

Das Mausoleum Theoderichs des Großen
Oben rund, unten zehneckig, bedeckt mit einem 230 Tonnen schweren Monolithen: Das Grabmal Theoderichs des Großen in Ravenna ist architektonisch einzigartig. Der Ostgote ließ sich 493 in Italien zum König ausrufen.



AKG / Bildarchiv Monheim GmbH / Florian Monheim

72

62 LESERREISE

Elftägige Spanien-Tour
 (16. bis 26. Oktober 2024):
 Entdeckungsreise ins
 römische Iberien

64 POLITIK

Roms Herrschaft im
 heutigen Spanien:
 Standfeste Iberer

70 MUSEUM

Schloss und Schlossgarten
 Weikersheim:
 Barocker Glanz zwischen
 grünen Hügeln

72 KULTUR

Theoderichs Grabmal:
 Das Rätsel von Ravenna

77 UNTER DER LUPE

Die Zeichnung „Der Ballhaus-
 schwur“ von Jacques Louis David:
 Köpfe statt Stände

AKTUELL

45 FORSCHUNG

Als „Hofzwerg“ ein Amt war

46 Honigboten durch die Jahrtausende

48 KALENDER

50 TV/HÖRFUNK

54 BUCHJOURNAL

Antike: Tiberius und Caius
 Gracchus – Volkstribun –
 Politische Inszenierung in Rom –
 Redekunst

Mittelalter: Byzanz – „Goldene
 Bulle“ – Reisen im Mittelalter –
 Kaiser Karl IV.

Neuzeit: Albrecht Dürer – Europa
 1770–1850 – „Judenhass“
 Zeitgeschichte: Carl Friedrich von
 Siemens – Deutschland
 1921–1940 – Rudolf Hess – DDR

61 FILME UND HÖRBÜCHER

Anne Frank – Das Grundgesetz –
 Neandertaler

RUBRIKEN

78 Rätsel

80 Impressum

80 Leserbrief

81 Rätselauflösungen

82 Vorschau

Halle/Saale

Die Allgegenwart magischen Denkens und Handelns

Der Glaube an das Übernatürliche hatte in der Geschichte der Menschheit schon früh einen Platz. Eine Ausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle/Saale (Richard-Wagner-Straße 9, Tel. +49 (0)345 524730) widmet sich dem spannenden kulturgeschichtlichen Phänomen. Besucherinnen und Besucher können die Präsentation „Magie – Das Schicksal zwingen“ noch bis zum 13. Oktober 2024 erkunden.

Im Mittelpunkt stehen rund 200 Ausstellungsstücke, darunter vor allem archäologische Funde und volks-

kundliche Objekte, die das magische Denken und Handeln durch alle Epochen der Menschheitsgeschichte hindurch bis in die Gegenwart anschaulich machen. Dabei lernen die Besucherinnen und Besucher auch die zwei grundlegenden Formen der Magie und deren vielfältige Spielarten kennen: die „weiße“ und die „schwarze“ Magie, die auch als Schutz- und Schadenzauber bekannt sind. Die Objekte, die von magischen Amuletten über mit Nadeln durchbohrte Zauberpuppen bis hin zu einer getrockneten Fuchszunge reichen, stammen überwiegend

aus unterschiedlichen Regionen Mitteleuropas und des Mittelmeerraumes – einige kommen aber auch aus Haiti. 44 Institutionen aus sieben Ländern unterstützen die Ausstellung als Leihgeber.

www.landesmuseum-vorgeschichte.de

Archäologie

Massengrab mit Hinrichtungsopfen identifiziert

Gefesselt, in den Kopf geschossen und in eine Schlucht geworfen: Dieses Schicksal erlitten während des Spanischen Bürgerkriegs Tausende Männer, Frauen und Kinder, die von den Nationalisten unter Gene-

ral Franco ermordet wurden. Einer der Orte solcher Massenhinrichtungen war das von einer tiefen Schlucht geprägte Gebiet zwischen den Orten Alfacer und Vízcar nahe Granada.

Die Schlucht von Vízcar umfasst ein rund 10000 Quadratmeter großes Gebiet, in dem die franquistischen Garden und Freiwillige der Schwarzen Squadron seit Juli 1936 Massenexekutionen durchführten. Schätzungen zufolge wurden an diesem Ort Tausende Menschen ermordet. Die Schlucht von Vízcar ist deshalb heute eine offizielle Gedenkstätte. Im August 2013 wurde beschlossen, in dem Gebiet archäologische Ausgrabungen durchzuführen, um die Massengräber zu finden und die Toten zu identifizieren. Archäologen haben nun ein weiteres dieser Massengräber entdeckt. Es enthält die Gebeine von zehn Toten. Insgesamt wurden in dieser Region damit bereits 124 Opfer des Franco-Regimes gefunden, viele weitere warten noch auf ihre Identifizierung.

Quelle: Universität von Granada

Zürich

Schauplatz von Widersprüchen: Körper im Mittelalter

In Zeiten von Selbstoptimierung und Selfies könnte man meinen, dass der menschliche Körper noch nie so sehr im Fokus stand wie heute. Doch bereits im Mittelalter spielte er eine zentrale Rolle, wurde gepflegt und glorifiziert, aber auch gemartert und geschunden. Das Landesmuseum Zürich beleuchtet das facettenreiche Thema noch bis zum 14. Juli 2024 in der Ausstellung „Begehrt. Umsorgt. Gemartert. Körper im Mittelalter“.

Exponate wie Gemälde, Graphiken, Bücher, Skulpturen und Alltagsgegenstände, darunter wertvolle Leihgaben aus dem In- und Ausland, gewähren faszinierende Einblicke. Sie verdeutlichen, dass vor allem die Kirche das damalige Bild des menschlichen Körpers prägte. Der Körper galt einerseits als Sitz der Begierde und somit der Sünde, was in zahlreichen vielschichtigen Darstellungen von Begehren mit moralisierendem Hintergrund zum Ausdruck kommt. Andererseits stand der gefolterte Körper Jesu am Kreuz und das Ideal der jungfräulichen Maria im Mittelpunkt der christlichen Kunst, ergänzt durch Darstellungen der



Bibliothèque et Archives du Château de Chantilly

Diese Darstellung aus dem Stundenbuch des Herzogs von Berry (Paris/Bourges, 1410–1485, Faksimile) soll den Einfluss der Sternzeichen auf den menschlichen Körper veranschaulichen.

hingerichteten Märtyrerinnen und Märtyrer, deren Körperteile als Reliquien verehrt wurden. Die Ausstellung zeigt aber auch, dass sich die Menschen im weltlichen Leben mit ihren Körpern beschäftigten: sei es bei Tänzen und Turnieren, bei der Schönheitspflege oder in der Medizin. www.landesmuseum.ch

Köln

Wie Emotionen Stadtgeschichte erzählen können

Eines der größten stadthistorischen Museen Deutschlands kann wieder besichtigt werden: Das Kölnische Stadtmuseum hat seine Pforten am neuen Standort im ehemaligen Modehaus Franz Sauer (Minoritenstraße 13, Tel. +49 (0)221 22122398) eröffnet. Die neue Dauerausstellung erzählt die Geschichte der Stadt von der römischen Kolonie über die mittelalterliche Handelsmetropole bis hin zu aktuellen Ereignissen anhand zentraler menschlicher Emotionen wie Liebe, Lust, Wut, Angst, Hoffnung, Bewegung, Glaube und Verbindung. Kölnerinnen und Kölner hatten vorab die Möglichkeit, persönliche Objekte in die Ausstellung einzubringen, die für die jeweilige Emotion stehen. Die Ausstellung ermöglicht so ganz persönliche Einblicke.

Darüber hinaus gibt es natürlich auch herausragende Objekte der Stadtgeschichte zu entdecken, darunter das mittelalter-



Steinzeitliche Steinbeile galten in der Antike als magisch. Die eingeritzte Inschrift sollte den Schutzzauber des Beils noch verstärken.

liche Stadtsiegel, der Verbundbrief, Teile des Ratssilbers und das älteste in Köln gefertigte Automobil. Zudem werden Zeugnisse der Industriegeschichte und der Glaubenswelten, die in Köln beheimatet waren und sind, präsentiert. Diese Exponate werden durch digitale und mediale Zugänge ergänzt. So wird beispielsweise das Stadtmodell von Köln im Jahr 1571 mit Hilfe moderner „Augmented Reality“-Technik zu neuem Leben erweckt.
www.koelnisches-stadtmuseum.de

Wien

Ein Leben für die Symphonien – allen Widerständen zum Trotz

In diesem Jahr hätte Anton Bruckner seinen 200. Geburtstag gefeiert. Die Österreichische Nationalbibliothek in Wien (Josefsplatz 1, Tel. +43 1 53410) ehrt den Komponisten aus diesem Anlass mit einer Ausstellung im Prunksaal, die noch bis zum 26. Januar 2025 zu sehen ist. Unter dem Titel „Anton Bruckner. Der fromme Revolutionär“ bietet die Präsentation umfassende Einblicke in Bruckners kreatives Schaffen und lädt dazu ein, das musikalische Erbe und die Lebensgeschichte des Künstlers zu



Anton Bruckner am Flügel in seiner Wohnung in der Wiener Heßgasse im Jahr 1890.

entdecken. Die Österreichische Nationalbibliothek schöpft dabei aus ihren reichen Beständen: Neben Münzen und einem Gemälde sind auch Original-Handschriften Bruckners wie etwa Briefe Teil der Ausstellung. Erstmals werden zudem alle neun Symphonien im Original gezeigt.

Der 1824 in Ansfelden geborene Bruckner, der die erste Hälfte seines Lebens in Oberösterreich verbracht hatte, siedelte

erst 1868 nach Wien über, um eine Professur am Konservatorium der Musikfreunde anzunehmen. Diese Entscheidung veränderte das Leben des strenggläubigen Katholiken nachhaltig. In Wien orientierte er sich als Komponist neu: Während er zuvor seinen Schwerpunkt auf Chor- und Sakralmusik gelegt hatte, entwickelte er sich nun zum Symphoniker, der sich einer kritischen Öffentlichkeit stellen musste, wie die Ausstellung ebenfalls thematisiert.

www.onb.ac.at

Internet

Die „Goldene Bulle“ und ihre Geschichte digital erkunden

Die „Goldene Bulle“ ist das erste Verfassungsdokument des Heiligen Römischen Reiches. Kaiser Karl IV. und die Kurfürsten legten darin im Jahr 1356 nach langwierigen Auseinandersetzungen das künftige Verfahren der deutschen Königswahl fest: Regieren sollte, wer von den Kurfürsten

mit Mehrheit gewählt worden war. 2013 wurde die „Goldene Bulle“ nach über 650 Jahren zum UNESCO-Weltdokumentenerbe erhoben. Eine neue Online-Ausstellung mit dem Titel „Die Goldene Bulle. Einheit und Eigensinn“ vermittelt nun die Entstehung und Bedeutung dieses herausragenden Dokuments. In sieben Kapiteln und anhand von 21 Objekten werden die Hintergründe, die Entstehung und der Inhalt der „Goldenen Bulle“ nachgezeichnet. Die digitale Ausstellung möchte vor allem junge Menschen ansprechen, bietet aber allen Interessierten einen anschaulichen Einstieg in das Thema.

Entwickelt wurde die Präsentation vom Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Universität Augsburg in Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum der Pfalz Speyer. An der Umsetzung waren außerdem auch Studierende der Universität Augsburg beteiligt. Die Ausstellung wird in den kommenden Jahren immer wieder mit neuen Inhalten erweitert werden.
www.die-goldene-bulle.de

Freising Von Herzögen und Heiligen: Bayern im Frühmittelalter

Auf einer seiner Reisen soll der heilige Korbinian einem Bären begegnet sein, der mit seinem Packpferd kurzen Prozess machte. Seines Lasttiers beraubt, zähmte der Missionar den Bären und lud ihm sein Gepäck auf. So die Legende, als gesichert gilt jedoch, dass Korbinian im Jahr 724 nach Freising kam und dort ein Bistum gründete. Dieses 1300-Jahr-Jubiläum haben das Haus der Bayerischen Geschichte und die Erzdiözese München-Freising zum Anlass genommen, um im Rahmen der Landesausstellung „Tassilo, Korbinian und der Bär – Bayern im frühen Mittelalter“ im Diözesanmuseum Freising (Domberg 21, Tel. +49 (0)89 213774240) Geschichten von den Anfängen der Kirche in Bayern und vom Glanz der Agilolfinger zu präsentieren.

Tatsächlich deuten neueste Forschungen auf einen besonderen Kunststil am Hof des nach Eigenständigkeit strebenden Herzogs Tassilo hin. Noch bis zum 3. November 2024 können die Besucherinnen und Besucher prächtige Gold-

schmiedearbeiten und Buchmalereien dieser Hofschule bestaunen. Ein Highlight der Ausstellung ist der sogenannte Tassilo-Liutpirch-Kelch aus dem Kloster Kremsmünster, das schönste und größte Artefakt seiner Art und Zeit. In den ersten Wochen der Ausstellung ist er im Original, später als Replik zu sehen.
www.dimu-freising.de



Leibniz-Zentrum für Archäologie / V. Iserhardt

Diesen prachtvollen Kelch stiftete das bayerische Herzogspaar wohl im Jahr 774 der Salzburger Domkirche.

387 v. Chr. 18. Juli

Kelten plündern Rom

Die Überlieferung hat Roms frühe Geschichte eng mit mythischen Ausschmückungen verwoben. Dazu gehört auch eine Auseinandersetzung mit den Kelten im 4. Jahrhundert. Damals war das keltische Volk der Senonen bis ins Kernland der Etrusker eingedrungen. Als die Römer bei Verhandlungen vermittelten, brachten sie die Kelten so sehr gegen sich auf, dass diese kurzerhand gegen Rom zogen. Dort gab es kein stehendes Heer, und so gelang es den keltischen Kriegern, die eilends zusammengezogenen römischen Truppen am Fluss Allia vernichtend zu schlagen. Die Stadt am Tiber lag somit schutzlos vor den Feinden. Dieses traumatische Ereignis am 18. Juli galt seither als Unglückstag, als *dies ater*, und wurde mit einem schwarzen Stein im Kalender markiert. Vermutlich fand die Schlacht im Jahr 387 v. Chr. statt,



Diese Darstellung aus dem 19. Jahrhundert greift den Mythos um den keltischen Heerführer Brennus auf.

AKG

möglicherweise aber schon drei Jahre früher. Dem Jahr legten die Römer weniger Gewicht bei als dem Tag.

Der keltische Heerführer Brennus zog nach der siegreichen Schlacht gegen Rom und plünderte die Stadt. Allein das befestigte Kapitol hielt stand, auch dank der legendären Gänse der Juno, die Alarm schlugen, als die Kelten eines Nachts den Berg erklommen. Und dann ist da noch die Geschichte mit dem Schwert, das Brennus in die Waagschale geworfen haben soll, um mehr Lösegeld für seinen Abzug zu erpressen, mit dem Ausruf: „Vae victis! [Wehe den Besiegten!]“. Sicher ist nur, dass Rom in der Folgezeit sein Heer neu organisierte und die Stadt befestigte. 800 Jahre lang sollte sie kein Feind mehr erobern.

969 6. Juli

Geburtsstunde einer Hauptstadt

Nachdem die Fatimiden das Nilland von den Ichschididen, die Ägypten seit 935 regiert hatten, zurückeroberten konnten, gingen sie daran, ihre Herrschaft durch neue Siedlungen zu festigen. Einige Kilometer nordöstlich der frühislamischen Stadt Fustat begannen sie am 6. Juli 969 mit dem Bau eines Militärlagers, das um eine offene Gebetsstätte (Musalla) und schließlich noch um eine Freitagsmoschee erweitert wurde. Wenige Jahre später wählte der fatimidische Imam-Kalif Abu Tamim al-Muizz diese neue Lagerstadt als seine Residenz- und Hauptstadt. Ihm zu Ehren wurde ein prachtvoller Palast erbaut, den er 972 bezog. Die Stadt, die bis dahin Al-Mansuriya hieß, wurde nun in Al-Kahira al-Muizzija („die Siegreiche des Muizz“) umbenannt. So heißt sie in der Kurzform Al-Kahira bis heute: Kairo. Der Kalif ordnete



Blick auf die am Nil gelegene Stadt Kairo auf einer Karte von Piri Reis aus dem frühen 16. Jahrhundert.

AKG / Roland und Sabrina Michaud

auch den Bau der Azhar-Moschee an, aus der später die gleichnamige Universität erwachsen sollte.

Kairo überflügelte bald Fustat als Wirtschafts- und Handelsstadt und erblühte mit der Azhar-Moschee und ihrer Bibliothek auch zu einem geistigen und kulturellen Zentrum. Im Lauf der Jahrhunderte wechselten die Herrscherdynastien von den Fatimiden zu den Aijubiden und den Mamluken. Kairo wurde von den Osmanen erobert und fiel dann unter französische und britische Kontrolle, ehe es Hauptstadt Ägyptens wurde. In all dieser Zeit konnte das einstige Militärlager seine Stellung in der islamischen Welt behaupten und ist heute mit gut zehn Millionen Einwohnern die größte Stadt Afrikas.

1234 3. Juli

Dominikus wird zum Heiligen

Im Jahr 1221 starb Domenico de Guzman, genannt Dominikus, in Bologna. Der gebürtige Spanier war jahrelang als armer Wanderprediger durch Frankreich gezogen und hatte sich in wortgewaltigen Predigten den Katharern entgegengestellt. Er hielt den Verzicht auf Prunk und Reichtum sowie intellektuelle Schärfe für unabdingbar, um glaubwürdig auftreten und den Häretikern überzeugend mit Worten entgegenzutreten zu können. 1215 gründete er den sogenannten Predigerorden (Dominikaner), dessen Brüder sich der materiellen Armut wie dem Studium gleichermaßen hingeben sollten. Bald besuchten die ersten Brüder Universitäten, und auch in den folgenden Jahrhunderten brachte der Orden große Gelehrte hervor.

Bei seinem Tod stand Dominikus im Ruf der Heiligkeit, doch seine Mitbrüder streb-



Der heilige Dominikus auf einer Tafel (Anfang 14. Jahrhundert) aus der Kirche San Miguel in Tamarite de Litera.

AKG / Album / Prisma

ten kein Kanonisierungsverfahren an. Sein Leichnam wurde in der Kirche San Nicolò (heute San Domenico) in Bologna bestattet und ruhte dort, bis die Kirche seit 1228 erweitert und seine Heiligsprechung nun doch in die Wege geleitet wurde. Im Jahr 1233 wurden Dominikus' Gebeine im Beisein des Erzbischofs Theodoricus von Ravenna in einen Marmorsarkophag umgebettet, ehe er am 3. Juli 1234 durch Papst Gregor IX. offiziell kanonisiert wurde. Die Kirche verehrte neben Franziskus nun einen weiteren Heiligen, der sich der apostolischen Armut verschrieben hatte, aber seinen Predigerorden darüber hinaus auch explizit in den Dienst des Studiums und der Bekämpfung der Häresie gestellt hatte.

1729

14. Juli

Pionier der Elektrizitätsforschung

Der 1666 in London als Sohn eines Färbers geborene Stephen Gray hätte eigentlich in die Fußstapfen des Vaters treten sollen. Stattdessen entwickelte er ein Interesse für Naturwissenschaften. Obgleich er nur eine einfache Schulbildung erhalten hatte und keine Universität besuchen konnte, verschaffte er sich ein umfassendes Wissen in Astronomie, begann in späteren Jahren aber auch, mit elektrostatischer Aufladung zu experimentieren, und wurde einer der Pioniere der Erforschung der Elektrizität. Zunächst hatte er entdeckt, dass durch Reibung von Glasröhren nicht nur die Röhren selbst, sondern auch die sie verschließenden Korken elektrisiert wurden. Dieses Phänomen der Übertragung von Elektrizität interessierte ihn, und er experimentierte zunächst mit feuchten Hanfschnüren, die er durch Reibung auflud.



Darstellung von Stephen Grays Experiment zur Demonstration elektrischer Leitfähigkeit (1881).

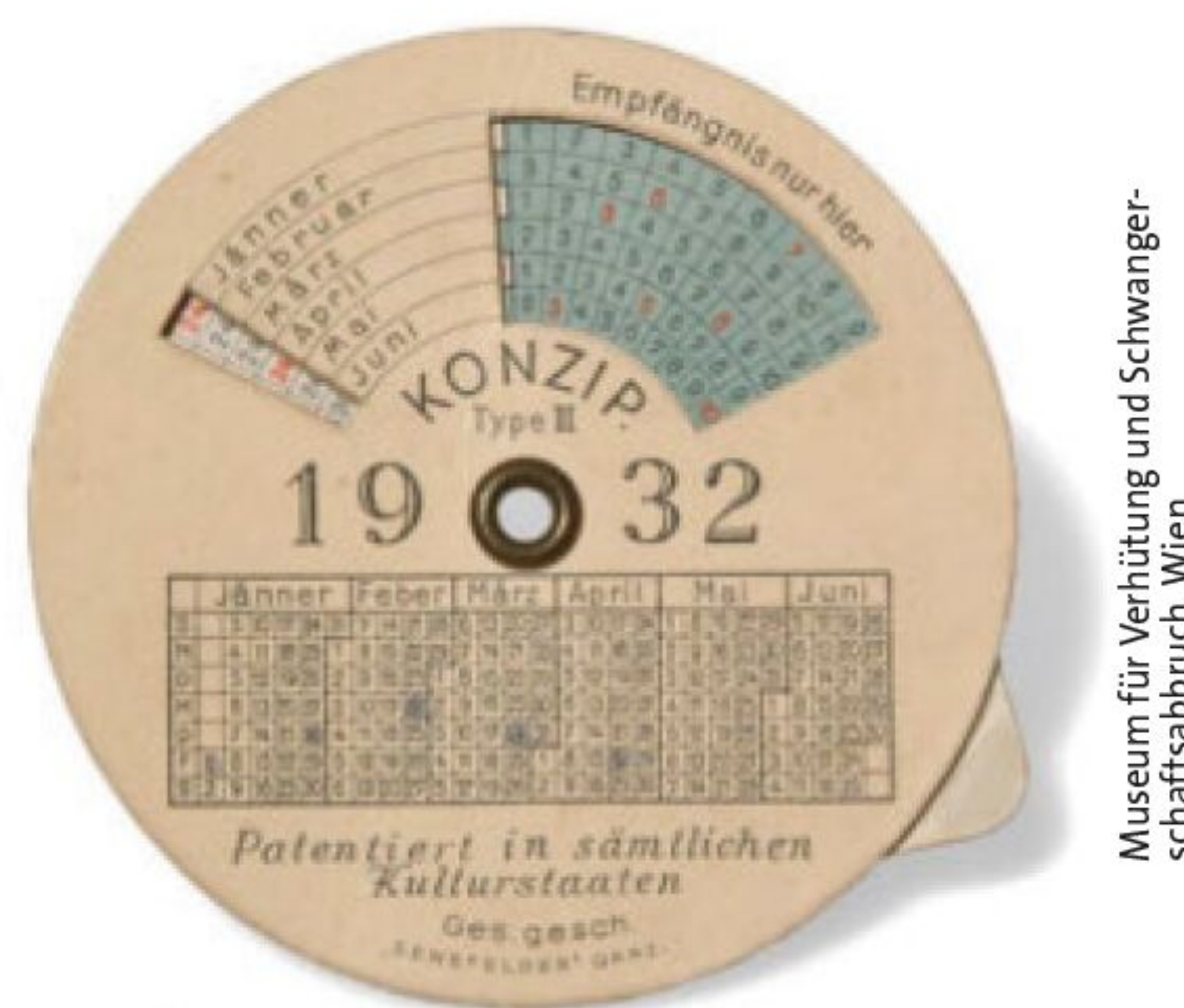
Am 14. Juli 1729 spannte Gray im Garten seines Freundes Granville Wheeler einen Kupferdraht. Als er diesen mit einem zuvor elektrostatisch aufgeladenen Glaszylinder berührte, setzten sich am anderen Ende des Drahtes kleine Metallstücke in Bewegung. „Lines of communication“ nannte Gray seine Entdeckung. Reich und berühmt wurde er damit allerdings nicht, ganz im Gegenteil: 1736 starb er verarmt, und erst postum wurde seine Leistung gewürdigt. Bis zur Hochspannungsleitung war es noch ein langer Weg, doch Grays Experimenten verdankte man grundlegende Erkenntnisse zu Leitern und Nicht-Leitern sowie zur elektrischen Isolation.

1929

17. Juli

Verhütung nach Knaus-Ogino

Am 17. Juli 1929 veröffentlichte die in Österreich erscheinende Zeitung „Abend“ einen Artikel über Empfängnisverhütung, der großes Aufsehen erregte. Ein Leserbriefschreiber äußerte sich begeistert darüber, dass er mit der Methode sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Erst wenige Wochen zuvor hatte der Grazer Gynäkologe Hermann Knaus auf einem Gynäkologenkongress in Leipzig seine Forschungsergebnisse über die fruchtbaren und die unfruchtbaren Tage der Frau vorgestellt. Unter Berücksichtigung der Lebensdauer von Ei- und Samenzelle sowie durch genaue Aufzeichnungen des individuellen Zyklus der Frau hatte er eine Methode zur Empfängnisverhütung entwickelt. Unabhängig davon verfolgte der japanische Arzt Kyusaku Ogino zur selben Zeit einen ähnlichen Ansatz, den er zunächst in japani-



Behelf zur Errechnung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage nach der Knaus-Ogino-Methode (1932).

schen Fachmagazinen veröffentlichte – jedoch mit dem Ziel, die Empfängnischancen bei einem Kinderwunsch zu erhöhen.

Die Erkenntnisse der beiden Ärzte wurden rasch bekannt und verbreiteten sich. Angesichts der damals begrenzten Verhütungsmittel erlangte die Methode eine gewisse Beliebtheit, obwohl ihre Zuverlässigkeit im Vergleich zu modernen Verhütungsmethoden als relativ niedrig angesehen werden muss. Die Verhütung nach Knaus-Ogino wurde später auch als „Vatikanisches Roulette“ bekannt, da Papst Pius XII. 1951 in einer Rede vor Mitgliedern des katholischen italienischen Hebammenverbands die Methode zur einzigen tolerablen und anwendbaren Form der Empfängnisverhütung erklärte.

1964

2. Juli

Kampf gegen Rassismus

Es war einer der größten Erfolge der afro-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den USA: Am 2. Juli 1964 unterzeichnete Präsident Lyndon B. Johnson den Civil Rights Act als ein Zeichen gegen die jahrhundertlange Segregation (Rassentrennung) und Ungleichheit, die insbesondere in den Südstaaten der USA vorherrschten. Das Gesetz war bereits von Johnsons Vorgänger, John F. Kennedy, initiiert worden. 99 Jahre nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs und 101 Jahre nach der Befreiung aus der Sklaverei umfasste der Civil Rights Act mehrere Bereiche, die spezifische Formen der Diskriminierung, wie etwa im Wahlrecht, betrafen.

Das Gesetz beendete offiziell die Ära der „Whites Only“-Schilder und verbot fortan die Diskriminierung in öffentlichen Einrichtungen wie Hotels, Restaurants und



Präsident Lyndon B. Johnson am 2. Juli 1964 bei der Unterzeichnung des Civil Rights Act.

Theatern. Um faire Arbeitsbedingungen auch für Schwarze zu gewährleisten, verbot das Gesetz ebenfalls Diskriminierung durch Unternehmen. Der Civil Rights Act spielte zudem eine zentrale Rolle in der Bildungspolitik. Die Bundesregierung war nun autorisiert, die Aufhebung der Rassentrennung in den öffentlichen Schulen durchzusetzen. Viele Bundesstaaten suchten dennoch weiter nach Wegen, die Vorschriften zu umgehen. Gleichzeitig wechselte die Anhängerschaft der Segregation von der Demokratischen Partei – der traditionellen Heimat des „Südens“ – zur Republikanischen Partei, was zu einer politischen Neuausrichtung in den Südstaaten der USA und einer Verschärfung der ideologischen Spaltungen der Gesellschaft führte.



Beginn einer neuen Ära? Nach Jassir Arafats Einreise nach Gaza hofften die Palästinenser auf eine stabile Regierung und weitere Fortschritte auf dem Weg zu eigener Staatlichkeit. Das Foto zeigt den PLO-Chef kurz nach der Ankunft inmitten einer begeisterten Menge.

Herrscher über Palästina

Als Jassir Arafat am 1. Juli 1994 nach Gaza einreisen durfte, knüpften viele Palästinenser große Erwartungen an die anbrechende neue Ära der Selbstverwaltung. Sie kannten Arafat als unermüdlichen Kämpfer für die Sache der Palästinenser – und viele hofften, dass er ihnen zur Rückgewinnung des beanspruchten Landes verhelfen würde.

Unweit der Grenzstation bei Rafah wurde der Hoffnungsträger von 300 Ehrengästen empfangen. Der PLO-Chef kniete nieder und küsste den Boden. Er war im Gazastreifen angekommen, den er von nun an bis zu seinem Tod im Jahr 2004 beherrschen sollte. Tief bewegt schritt er die Ehrengarde der palästinensischen Polizei ab und ließ sich anschließend von den Männern auf Händen tragen. Wenig später folgte in Gaza-Stadt eine Art Antrittsrede. „Von Gaza werden wir nach Hebron und Nablus und Tulkarem ziehen, und dann – endlich – nach Jerusalem!“, rief er den mehr als 50 000 Versammelten zu.

Jener 1. Juli 1994 war ein Tag, der die meisten Palästinenser mit Hoffnung auf zukünftige Siege erfüllte. Arafat,

der langjährige Chef der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO), galt als Held im Kampf gegen Israel. Aber auch Israelis, die sich von dem Weg hin zu einer Zweistaatenlösung Frieden erhofften, begrüßten die Entscheidung der Regierung Jitzchak Rabins, Arafat einreisen zu lassen, ausdrücklich. Gegner Arafats fanden sich sowohl auf arabischer als auch auf israelischer Seite: Die „Volksfront zur Befreiung Palästinas“ etwa ließ verlauten, dass Arafats Annäherung an Israel, die ihm die Einreise nach Gaza ermöglicht hatte, eine „Schande für die Araber“ sei. Auf der anderen Seite sprach der spätere Premierminister Benjamin Netanjahu, damals noch Oppositionsführer, von einer „nationalen Schmach“ für Israel.



AKG / Philippe Ledru

Die andere Seite des PLO-Chefs: Bevor sich Arafat Israel annäherte, hatte er jahrzehntelang vor allem auf den bewaffneten Kampf gesetzt – hier (Zweiter von rechts) 1982 mit Fatah-Männern im Libanon.

Arafat hatte sich schon lange vor seiner Ankunft in Gaza als Führer der Palästinenser etabliert – aber nicht, weil er wirklich gewillt gewesen wäre, die sich radikalisierenden Kräfte im

eigenen Lager zu kontrollieren, um die Kritiker seiner israelischen Verhandlungspartner ins Unrecht zu setzen, sondern weil er eine lebende Legende des bewaffneten Kampfes war. Und dieser Kampf hatte für Arafat fast ein halbes Jahrhundert zuvor begonnen.

Geboren wurde Arafat 1929 in Kairo – nicht, wie er selbst später oft angab, in Jerusalem oder in Gaza. Während seines Ingenieurstudiums begann er, sich für den bewaffneten Kampf gegen Israel zu begeistern. Er stieg in den Waffenschmuggel von Ägypten nach Israel ein. Und als im Jahr 1948 der Konflikt mit den Zionisten eskalierte, schloss er sich einer Einheit der Muslimbrüder an, um gegen die paramilitärisch organisierte jüdische Haganah (deutsch: „Verteidigung“) zu kämpfen.

Nachdem der Versuch Ägyptens, Syriens, Jordaniens, des Irak und des Libanon, das entstehende Israel zu beseitigen, mit einer krachenden Niederlage geendet hatte, setzte Arafat sein Studium in Kairo fort, wobei der Großteil seiner Energien in die Politik floss: Die Gründung und Leitung der „Generalunion Palästinensischer Studenten“ war der erste Schritt einer langen politischen Karriere, die nie den Anschluss zum bewaffneten Kampf verlor. Er trat in die ägyptische Armee ein, und als 1956 der Suez-Krieg ausbrach, in dem Frankreich, Großbritannien und Israel gegen Ägypten kämpften, stand er an der Front.

Allerdings versprach sich Arafat von den arabischen Regierungen und Armeen keinen vollständigen Sieg über Israel. Er gelangte zu der Überzeugung, dass die Palästinenser

ihren eigenen Kampf würden kämpfen müssen. Er verließ die ägyptische Armee, zog nach Kuwait und gründete dort mit Gleichgesinnten die „Bewegung der nationalen Befreiung Palästinas“, die „Fatah“. Ganz seinem Regierungsstil späterer Jahre entsprechend, beherrschte er die neue Organisation vollständig, teilte die Herrschaft mit niemandem. Mit Hilfe israelfeindlicher Finanziere in den Golfstaaten begann Arafat nun in Syrien mit der Ausbildung paramilitärischer Einheiten, die seit 1964 sowohl militärische als auch zivile Ziele in Israel angriffen. Einige dieser Angriffe leitete er selbst.

Im Sechstagekrieg (1967) wurden die arabischen Armeen von Israel überannt. Die Niederlage war so vollständig, dass Fürsprecher des Panarabismus,

die noch immer auf einen großen arabischen Nationalstaat hofften, zunehmend an Unterstützung einbüßten. Für Arafat, der längst alle Hoffnungen in die panarabische Bewegung aufgegeben hatte, waren dies gute Neuigkeiten. Seine Fatah stand für einen anderen Weg. Er wollte nicht mit einem Frontalangriff, sondern mit stetigen Anschlägen den Sieg erringen, und diese Strategie erfreute sich nun wachsenden Zuspruchs. Zahlreiche Rekruten verstärkten die Fatah, neue Geldquellen taten sich auf.

Der Beginn der Legendenbildung – des Mythos Arafat –, jener Glorifizierung seiner Person, die es ihm erlauben sollte, gegen alle Kritik zum unangefochtenen Anführer der Palästinenser aufzusteigen, lässt sich auf März 1968 datieren: In der Schlacht von Karame zerstörten israelische Truppen eine Fatah-Basis in Jorda-

Historischer Handschlag: Am 13. September 1993 unterzeichneten Israels Regierungschef Jitzchak Rabin (links) und Arafat in Washington ein Abkommen, das die Schaffung autonomer palästinensischer Gebiete vorsah. In der Mitte: US-Präsident Bill Clinton.



Picture Alliance / DPA / EPA AFD

nien. Der Kampf endete trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der Israelis mit hohen Verlusten der Angreifer (einer Schätzung zufolge 28 Tote und 90 Verwundete). Für diese Verluste war zwar vornehmlich die jordanische Armee verantwortlich, doch hinderte dies Arafat nicht daran, sich dafür feiern zu lassen. Als Anführer der Fatah wurde er fortan von der arabischen Presse hofiert, was seine Popularität massiv steigerte.

Aus der Zerstörung einer Fatah-Basis in Jordanien wurde der Beweis konstruiert, dass Arafat mit seinem Kampf richtig liege. In den westlichen Medien wurde das Image des charismatischen Rebellen immer wieder reproduziert; im Dezember 1968 prangte Arafat sogar auf dem Cover des US-amerikanischen Nachrichtenmagazins „Time“.

Dank einer Aura des Heldentums setzte sich Arafat zwei Jahre später an die Spitze der PLO, die 1964 gegründet worden war und seit dem Sechstagekrieg

Der Versuch der PLO, den jordanischen Staat zu beherrschen, schlug fehl: Die Armee König Husseins vertrieb 1970/71 die palästinensischen Kämpfer aus dem Land. Im Bild: ein Palästinenser vor seinem zerstörten Haus im Flüchtlingslager Wahdat.



Getty Images / AFP / Staff

1967 wegen der zahlreichen palästinensischen Flüchtlinge massiv an Bedeutung gewonnen hatte. Unter dem Einfluss Arafats und seiner Fatah radikalisierte sich die PLO und wurde Teil des bewaffneten Kampfes gegen Israel. Die PLO nahm aber nicht nur den jüdischen Staat ins Visier: Palästinensische Flüchtlinge waren unter der Führung Arafats in Jordanien derart einflussreich geworden, dass sie sich mächtig genug fühlten, die Kontrolle im Land zu übernehmen.

Die PLO funktionierte immer mehr wie ein Staat im Staat. König Hussein von Jordanien (1952–1999) sah sich schließlich gezwungen, Arafat das Amt des jordanischen Ministerpräsidenten anzutragen. Doch darauf ließ sich der PLO-Chef nicht ein; er wollte nicht zulassen, dass seine Organisation befriedet und eingespannt wurde. Eine Serie terroristischer Anschläge, ausgeführt von Palästinensern, erschütterte kurz darauf Jordanien und Westeuropa. König Hussein zog die Notbremse:

Im September 1970 verhängte er das Kriegsrecht und ging mit der Armee gegen die PLO vor. Das Resultat des nun folgenden jordanischen Bürgerkriegs (1970/71) war die Vertreibung der PLO aus dem Königreich.

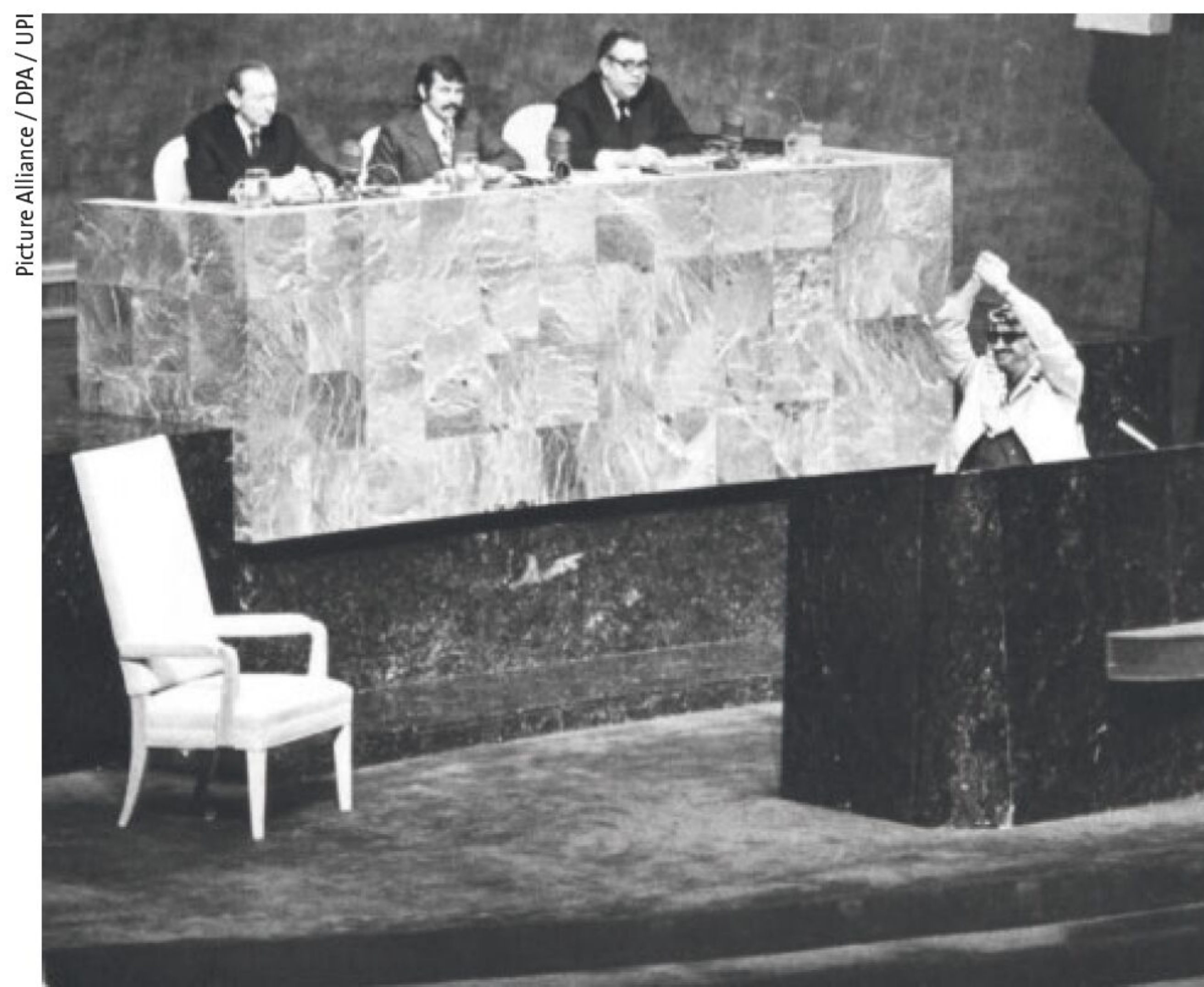
Weniger erfolgreich war der Libanon. Auch dort forderten palästinensische Flüchtlinge auf Arafats Geheiß den Staat heraus. Wie zuvor in Jordanien entstand ein Staat im Staat, der den Libanon gezielt destabilisierte und auf Seiten arabischer Nationalisten den bewaffneten Kampf gegen prowestliche Christen aufnahm. Der Konflikt mündete in den libanesischen Bürgerkrieg (1975–1990), von dem sich das Land nie wieder erholen sollte.

Die anfängliche Romantisierung Arafats im Westen wich angesichts des Terrors der Fatah und anderer palästinensischer Gruppen allmählich einer gewissen Ernüchterung. Das hinderte die Vereinten Nationen (UN) jedoch nicht daran, Arafat am 13. November 1974 vor der Generalversammlung in New York sprechen zu lassen. Mit Ehren, die sonst nur Staatsoberhäuptern zukommen, wurde er dort empfangen. Entgegen allen Regeln betraten Arafat und sein Gefolge das UN-Hauptquartier bewaffnet. Mitglied der Entourage Arafats war auch Ali Hassan Salameh, Chef der Terrororganisation „Schwarzer September“, die nicht zuletzt hinter dem Anschlag auf die israelische Olympia-Delegation in München 1972 steckte.

Vor der Generalversammlung propagierte Arafat den bewaffneten Kampf, verteidigte den Terror als Befreiungskampf gegen Kolonisten und bezeichnete den Zionismus als rassistisch. Nach einer zweistündigen Rede gab es donnernden Applaus. Seine antiwestlichen Töne hatten gerade bei vielen Vertretern der „Dritten Welt“ einen Nerv getroffen. Begeistert scharten sie sich nach der Rede um Arafat. Der Protest des israelischen Botschafters Yosef Tekoah hatte zur Folge, dass der algerische Vorsitzende der Generalversammlung ihm bis zum Ende der nun folgenden Debatte jede weitere Stellungnahme untersagte, was seit der Gründung der UN noch nie vorgekommen war.

Von den Vertretern der 81 Staaten, die eine Stellungnahme abgaben, ergriffen 61 gegen Israel Partei. Sogar der UN-Botschafter der Bundesrepublik, Rüdiger Freiherr von Wechmar, forderte, Israel müsse sich aus den besetzten

Nach seiner Rede vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen (UN) bedankt sich Arafat am 13. November 1974 für den Applaus.



Picture Alliance / DPA / UPI

Im Dezember 1987 begann in den von Israel besetzten Gebieten die erste „Intifada“ – ein andauerndes gewalttätiges Aufbegehren gegen die Besatzer. Im Bild: Steine werfende Palästinenser in Nablus.



Picture Alliance / DPA / AFP

Gebieten zurückziehen. Kurz darauf schloss die UNESCO, die Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Israel aus ihrer Regionalarbeit

aus: „Israel ist ein Staat, der nirgendwo hingehört, weil er von nirgendwo herkommt“, so der libanesische UNESCO-Gesandte. Die UNO war begeistert von Arafat und bekräftigte dies in einer Reihe von Resolutionen, die den bewaffneten Kampf legitimierten und den Palästinensern das Recht auf nationale Souveränität zuerkannten – im Gegensatz zu den Israelis, deren Existenzrecht damit in Zweifel gezogen wurde.

Im Jahr 1987 brach in Palästina die erste „Intifada“ aus, eine mehrere Jahre dauernde gewalttätige Auseinandersetzung zwischen Palästinensern und israelischen Sicherheitskräften. Arafat wurde im neuen Zufluchtsland der PLO, Tunesien, von dieser Entwicklung überrascht, konnte sich aber ohne größere Probleme an die Spitze der Bewegung setzen. Bis 1993 sollte diese Intifada dauern, doch schon 1988 vollzog Arafat aus machtpolitischen Erwägungen einen Kurswechsel, und zwar hin zur Zweistaatenlösung. Dafür musste er Israels Existenzrecht akzeptieren und dem Terror abschwören.

Für Israel wurde die PLO damit zum Verhandlungspartner. Am Ende stand 1993 das erste von mehreren Osloer Abkommen, in dem Israel und die PLO sich auf eine friedliche Koexistenz und gegenseitige Anerkennung, einschließlich des Existenzrechts Israels, einigten. Ziel des Abkommens war, dass sich die Palästinenser, zunächst in einer Interimsphase, im Gazastreifen und im Westjordanland selbst verwalteten.

Parallel zu diesem Prozess wirkte Arafat in der arabischen Welt nicht zum ersten Mal als Unruhestifter: 1990 ergriff er Partei für den irakischen Diktator Saddam Hussein (1979–2003), der gerade Kuwait annektiert hatte. Arabische Regierungen reagierten auf diesen Affront erzürnt und wandten sich öffentlich gegen die PLO. Das führte so weit, dass die Golfstaaten palästinensische Flüchtlinge auswiesen.

Für Arafat war dies jedoch kein echter Rückschlag: Seine Annäherung an Israel trug Früchte. Die Osloer Verträge, mittels derer auch die erste „Intifada“ beendet wurde, festigten seine Stellung. Seit seinem Einzug regierte er

in Gaza, und Ende 1994 erhielt er, gemeinsam mit Israels Premierminister Jitzchak Rabin und Außenminister Schimon Peres, den Friedensnobelpreis. Die anfänglichen Hoffnungen der Palästinenser wurden jedoch bald enttäuscht. Denn Arafats Herrschaft nahm autoritäre Züge an: Kritiker wurden aus ihren Ämtern entfernt; das martialische Auftreten seiner Sicherheitskräfte schürte Angst; politische Gegner wählten den Rückzug. Die Fatah erschien den Palästinensern zudem zunehmend als korrupt – ihre Vetternwirtschaft war allgegenwärtig.

Sympathien zurückgewinnen konnte Arafat nur mit einem weiteren Kurswechsel: von der Annäherung an Israel hin zur erneuten Konfrontation. Im Jahr 2000 begann die zweite „Intifada“, deren Ende (2005) Arafat nicht mehr erleben sollte. Politisch angeschlagen, starb er 2004 in Paris an einer Gehirnblutung. Mit ihm erlosch auch eine große Hoffnung der Palästinenser. Schon 2006 sollten die Fatah und ihre noch radikalere Konkurrenz, die islamistische Hamas, übereinander herfallen und das Land untereinander aufteilen. Ein Ende der Gewalt war nicht in Sicht.

Geschichte zum Hören

DAMALS
and heute.

DER PODCAST
ZUR GESCHICHTE

Zum Thema dieses Artikels gibt es auch einen Podcast! Näheres dazu unter: www.damals.de

Literatur

Menachem Klein, *Arafat and Abbas. Portraits of Leadership in a State Postponed*. London 2019.

Alan Dowty, *Israel/Palestine*. 5. Auflage, Cambridge/Hoboken 2023.

Alex Feuerherdt/Florian Markl, *Vereinte Nationen gegen Israel. Wie die UNO den jüdischen Staat delegitimiert*. Berlin 2018.

DR. DAVID NEUHÄUSER

geb. 1986, arbeitet als Historiker und freier Journalist. Er ist einer der beiden Moderatoren des DAMALS-Podcasts.



Feldzug des Grauens

Mit Beginn des Überfalls auf Polen wurde schnell klar, dass NS-Deutschland einen Krieg begonnen hatte, der von Unmenschlichkeit und Rassismus geprägt sein würde. Die Regeln des Kriegsrechts waren außer Kraft gesetzt, Zivilisten galten als legitime Ziele. Polen sowie das angrenzende Osteuropa wurden zum blutigsten Schlachtfeld des Zweiten Weltkriegs und zum Schauplatz des Holocaust.





Großes Bild: Deutsche Soldaten blicken auf das brennende Warschau (Foto vom 25. September 1939).

Kleines Bild: Eine Gruppe Juden wird im Warschauer Ghetto von der SS abgeführt. Das Motiv auf dem Cover dieser Ausgabe entstammt dem „Stroop-Bericht“, mit dem der für die Räumung des Ghettos im April/Mai 1943 zuständige SS-Offizier Jürgen Stroop die Erledigung seines Auftrags dokumentierte. Die Originalbeschriftung des Fotos lautet: „Mit Gewalt aus Bunkern hervorgeholt.“ Die Identität des Jungen im Vordergrund konnte nie eindeutig geklärt werden.



Im Visier der Nachbarn

In Polen wusste man nicht genau, was der Machtantritt der Nationalsozialisten bedeuten würde. Der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Polen von 1934 schien ein gutes Zeichen zu sein, doch bald wurde das Verhältnis angespannter – und Hitlers wahre Ziele wurden deutlich.

Als Adolf Hitler 1933 in Deutschland zum Reichskanzler ernannt wurde, war Polen bereits seit sieben Jahren eine Diktatur: Józef Piłsudski, der Held der nationalen Wiedergeburt von 1918 und Sieger gegen die Rote Armee 1920, hatte sich im Mai 1926 an die Macht geputscht und bestimmte seitdem die Politik des Landes.

Gerade deshalb bewunderten ihn die Nationalsozialisten, selbst wenn sie ansonsten mit der Idee eines polnischen Staates wenig anfangen konnten: Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte sich der Nachbar wie Phönix aus der Asche erhoben und seine Selbständigkeit wiedererlangt. Zu diesem neuen Polen zählten Gebiete, die in über 100 Jahren Teilung zwischen Preußen, Österreich und Russland zu Deutschland gehört hatten, etwa die Stadt Posen oder Westpreußen, das Polen nun als sogenannter Korridor zwischen Pommern und der neugeschaffenen Freien Stadt Danzig einen Zugang zur Ostsee ermöglichte.

Dazu kamen Teile von Oberschlesien um Kattowitz, für die zwischen 1919 und 1921 drei Aufstände gegen Deutschland geführt wurden. Die Schlacht am St. Anna-Berg 1921 ging in die Annalen der rechtsnationalen Freikorps ein: Den Deutschen war die Erstürmung der Landmarke gelungen. Die Aufstände nährten den Mythos eines von hinterhältigen Polen und niederträchtigen Alliierten beraubten Reichs. Auch das Freikorps Oberland, das 1923 mit Hitler beim Putsch in München marschierte, war an

den Kämpfen beteiligt. Später forderten aber nicht nur die Nationalsozialisten, die Grenzen im Osten zu revidieren: Dieses Ziel war in Deutschland über Parteigrenzen hinweg bis in weite Kreise der SPD konsensfähig.

Bereits der 1922 mit der Sowjetunion geschlossene Vertrag von Rapallo hatte erstmals die beiden großen revisionistischen Staaten zusammengeführt, die Polen 1939 von der Landkarte tilgen sollten.

Die Aussagen in „Mein Kampf“ lassen nichts Gutes ahnen

Genuin nationalsozialistisch war die Rassenideologie, in der die Nachbarn ebenfalls als Feinde galten. In „Mein Kampf“ (1925/26) hatte Hitler die preußische Assimilationspolitik kritisiert, die ihm – trotz aller Härte – völlig verfehlt erschien. Denn selbst bei einem Erfolg „wäre das Ergebnis ein unseliges geworden: Ein fremdrassiges Volk in deutscher Sprache seine fremden Gedanken ausdrückend, die Höhe und Würde unseres eigenen Volkstums durch seine eigene Minderwertigkeit kompromittierend.“

In schwurbeliger Sprache legte Hitler dar, dass er in den Polen am Ende nur Untermenschen sah, die höchstens dazu gut waren, den Deutschen zu dienen. Vor allem aber müssten sie Platz für deutsche Besiedlung machen, sei es durch Vertreibung oder durch Ausrottung in einem vorgelich immerwährenden Kampf der Rassen.

Umso überraschender war für die Zeitgenossen der deutsch-polnische Nichtangriffspakt vom Januar 1934. Noch im Jahr zuvor hatte Hitler auf Initiative Mussolinis den sogenannten Viererpakt mit Frankreich und England unterzeichnet, der als große Friedensinitiative gepriesen wurde. In den Augen Polens jedoch war es bedrohlich, wenn die Westmächte das Deutsche Reich nicht mehr in Schach hielten. Warschau, damals militärisch klar überlegen, drohte mit Krieg, falls Berlin das Viererbündnis ratifizieren würde, und besetzte im eigentlich neutralen Danzig die Westerplatte.

Zur Ratifikation kam es tatsächlich nicht, stattdessen wandte sich Hitler Polen zu und versprach im Nichtangriffspakt, die gemeinsame Grenze für die nächsten zehn Jahre nicht anzutasten und für alle Konflikte Verhandlungslösungen suchen zu wollen.

Józef Piłsudski regierte in Polen von 1926 bis zu seinem Tod 1935 diktatorisch (Gemälde von Kazimierz Markiewicz, 1924).





Hinfort präsentierte er sich der überraschten Öffentlichkeit als Friedenskanzler, der als Einziger bereit zur Versöhnung mit dem Nachbarn sei. Trotz einiger Irritation in der NSDAP war das ein diplomatischer Sieg gegen Frankreich, das nun nicht mehr der engste Verbündete des zunehmend allein stehenden Polen war.

Doch auch aus polnischer Perspektive war der Vertrag ein Erfolg und Ausdruck einer neuen Außenpolitik der Äquidistanz gegenüber West und Ost. Zwar glaubte Piłsudski nicht an dauerhafte Sicherheit, aber für die kommenden vier Jahre sah er eine freie Entfaltung garantiert.

Dass Deutschland sich darunter andere Dinge vorstellte, machte Hermann Göring bei seinem Staatsbesuch zu Piłsudskis Beerdigung 1935 deutlich: Er sah Polen als Juniorpartner in einer kommenden Auseinandersetzung mit Russland, deren Ziel die Schaffung von „Lebensraum“ für Deutsche sein müsse – wobei Polen einen Anteil an der Beute in der Ukraine oder Belarus erhalten könne.

Und schon einen Monat nach Abschluss des Abkommens mit Polen, im Februar 1934, hatte Hitler seine Generäle angewiesen, in acht Jahren bereit für einen Krieg zu sein, um ebenjenen „Lebensraum“ gewaltsam erobern zu können. Das war gegen Polen und gegen die Sowjetunion

gerichtet, und gerade die Aggressivität gegen den Kommunismus war international anschlussfähig. Von einer Isolation Deutschlands konnte keine Rede mehr sein. Und so verfolgte Hitler seine ideologischen Ziele weiter, etwa die Entrechtung der jüdischen Bevölkerung, die er außenpolitisch immer wieder mit Symbolpolitik verdeckte, etwa den begeistert aufgenommenen Olympischen Spielen 1936 in Berlin.

Antisemitismus ist auch in Polen verbreitet

Die „jüdische Frage“ verband Deutschland und Polen, denn auch im Nachbarland stieg der Auswanderungsdruck auf die Minderheit. Nach Piłsudskis Tod 1935 war der Antisemitismus mehr und mehr Staatspolitik, was zwar einerseits bedeutete, die zahlreichen lokalen Pogrome zu verurteilen, andererseits aber den Ministerpräsidenten dazu veranlasste, Boykotte jüdischer Geschäfte explizit zu begrüßen.

Mit dem am 23. August 1939 unterzeichneten Abkommen zwischen Deutschland und der Sowjetunion war das weitere Schicksal Polens besiegelt. Hier Stalin mit dem deutschen Außenminister Joachim von Ribbentrop (ganz links) in Moskau.



Der polnische Staatschef Józef Piłsudski (in Uniform) und Reichspropagandaminister Joseph Goebbels (daneben) im Juni 1934 in Warschau. Mit dabei: Polens Außenminister Józef Beck (ganz rechts) und der deutsche Botschafter Hans von Moltke.

des Nachbarn zu lösen: Der Sejm hatte Ende März 1938 ein Gesetz verabschiedet, das eine Ausbürgerung von Polen ermöglichte, die bereits seit mehr als fünf Jahren im Ausland lebten.

Das zielte zuvorderst auf die polnisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten in Österreich ab, denn nach dessen „Anschluss“ an NS-Deutschland rechnete Warschau mit der Rückkehr von bis zu 20 000 Menschen, die in Österreich nun ebenfalls der nationalsozialistischen Verfolgung ausgesetzt waren.

Berlin sah in dem Gesetz einen unfreundlichen Akt. Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, fasste das gegenüber dem polnischen Botschafter Józef Lipski in die Worte, dass „uns im Wege der Ausbürgerung ein Klumpen von 40–50 000 staatenlosen ehemaligen polnischen Juden in den Schoß fiel“.

Himmler ordnete deshalb Ende Oktober 1938 in enger Abstimmung mit dem Auswärtigen Amt die Verhaf-

Diskriminierende Gesetze passierten den Sejm, das polnische Parlament, und die sogenannten „Ghettobänke“ an den Universitäten erlangten notorische Berühmtheit: Nicht nur war ein Numerus clausus für jüdische Studierende eingeführt worden, diese mussten auch auf gesondert gekennzeichneten Plätzen in den Hörsälen sitzen.

Am Ende war die Situation trotzdem nicht mit der in Deutschland vergleichbar, denn „Arisierung“, Konzentrationslagerhaft und eine ähnliche Verfolgung gab es in Polen nicht. Auch versuchte Warschau eher, die Auswanderung zu fördern, als die Jüdinnen und Juden direkt zu vertreiben. Beide Regierungen träumten von Madagaskar als Ziel für die jüdische Emigration. Sie mussten aber einsehen, dass ihren Bestrebungen ohne Zustimmung der aufnehmenden Länder bzw. ihrer Kolonialherren enge Grenzen gesetzt waren. Freilich: In Polen gab es für die

Auswanderung nach Palästina sogar eine Zusammenarbeit mit den Zionisten um Wladimir (Zeev) Jabotinsky. Dergleichen war in Deutschland unvorstellbar.

Zu Kooperationen zwischen beiden Ländern gegen die jüdische Bevölkerung kam es nicht. Ganz im Gegenteil versuchten sie, ihre jeweilige „jüdische Frage“ zumindest teilweise auf Kosten

Der polnische Zionist Wladimir Jabotinsky (im Anzug) bei einem Besuch in London 1920 mit Mitgliedern der Jüdischen Legion. Jabotinsky setzte sich in den 1930er Jahren für die Gründung eines jüdischen Staats in Palästina ein.



Getty Images / Corbis / Hulton-Deutsch Collection

Als Reaktion auf die Warschauer Pläne, jüdische Staatsangehörige auszubürgern, wenn sie mehr als fünf Jahre im Ausland gelebt haben, ließ Deutschland polnische Juden verhaften (hier eine Szene in Nürnberg im Oktober 1938) und schob sie ins Nachbarland ab.



BPK / H. Grossberger

tung von aus Polen eingewanderten Jüdinnen und Juden an. Davon waren mindestens 17 000 Menschen betroffen. Ohne Vorwarnung und teils mit drastischer Gewalt wurden sie über die polni-

sche Grenze abgeschoben. Unter ihnen waren auch Marcel Reich, später allgemein bekannt unter dem Namen Marcel Reich-Ranicki, sowie die Eltern von Herschel Grynszpan.

Letzterer wollte gegen die Deportation bei der deutschen Botschaft in Paris protestieren: Am 7. November erschoss der 17-Jährige den Botschaftssekretär Ernst vom Rath. Die Tat lieferte den Vorwand für die Pogrome in Deutschland seit dem 9. November.

Mehr oder weniger zeitgleich waren die polnischen Grenzpolizisten von der drastischen deutschen Ausweisung vollkommen überfordert. In Zbąszyń, dem zentralen Grenzübergang auf halbem Weg zwischen Berlin und Posen, konnten zwar rund 10 000 Menschen relativ problemlos einreisen, aber weitere 8000, bei denen die Papiere nicht in Ordnung waren oder die keine unmittelbaren Angehörigen in der Heimat hatten, wurden in Internierungslager gezwungen.

Über den Winter hinweg herrschten dort desaströse Zustände, und es kam zu vielen Todesfällen. Warschau protestierte gegen das unangekündigte deutsche Vorgehen, weshalb die Ak-

tion Anfang 1939 ein Ende fand und weitere 6000 Menschen auf normalem Weg die Grenze überqueren konnten.

Die „Polenaktion“ war bezeichnend für das drastisch verschlechterte Klima zwischen den beiden Staaten. Noch aber sonnte sich Warschaus Außenminister Józef Beck in seinen 1938 errungenen scheinbaren Erfolgen wie der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Litauen oder der Rückkehr des Teschener Landes von der Tschechoslowakei. Aber es waren mit Ultimaten erzwungene Pyrrhussiege, die sich letztendlich als fatal für Polens außenpolitisches Prestige erwiesen.

Verlust von Ansehen in den Augen des Westens

Gerade das Vorgehen gegen die Tschechoslowakei nach dem Münchner Abkommen machte einen fatalen Eindruck auf die westlichen Demokratien; zwar hatte die Tschechoslowakei ihren Gebietsanspruch 1919 ebenfalls durch einen Einmarsch erzwungen, aber ihre Notlage 1938 unterschied sich fundamental von der damaligen Situation.

Insbesondere in der amerikanischen Presse firmierte Warschau des-

halb – und auch wegen seiner antisemitischen Politik – als eine Art Schurkenstaat, dem keinerlei Sympathien entgegengebracht wurden. Das sollte sich im September 1939 rächen, als England und Frankreich zwar nach dem deutschen Einmarsch den Krieg erklärten, aber wenig Engagement zeigten, weil ihre Öffentlichkeit stark bezweifelte, dass „Sterben für Danzig“ eine sinnvolle Idee sei.

Noch aber war es nicht so weit. Im Herbst 1938 fühlte sich die polnische Diktatur wie eine starke Regionalmacht. Als Hitler im Oktober den Vorschlag unterbreitete, gegen die Rückkehr Danzigs zum Reich, eine exterritoriale Verbindung durch den „Korridor“ sowie Polens Beitritt zum Antikominternpakt dessen Westgrenze zu garantieren, verstand Beck die Welt nicht mehr. „Wir sind doch keine Tschechen“, ließ er seinen Gegenpart Joachim von Ribbentrop wissen. Doch der beharrte auf seinem Angebot und versprach einmal mehr, Polen nach einem gemeinsamen Krieg gegen die Sowjetunion Teile der Ukraine zuzuschancen.

Die Bedingungen waren unannehmbar, über polnisches Staatsgebiet

konnte nicht verhandelt werden. Am 26. März 1939 wies Warschau das deutsche Angebot formal und endgültig zurück; jegliche territoriale Veränderung würde man als Kriegsgrund betrachten. Im Gegenzug kündigte Deutschland am 28. April formal den Nichtangriffspakt.

Friedensabkommen mit der UdSSR und Deutschland laufen aus

Damit war Becks Außenpolitik auf ganzer Linie gescheitert: Wie von Piłsudski prognostiziert, hatten die Abkommen mit der Sowjetunion und mit NS-Deutschland für vier Jahre Ruhe verschafft. Doch diese Zeit war nicht genutzt worden, um sich anders zu orientieren und vorzubereiten. In aller Hektik musste nun ein Bündnis mit England und Frankreich geschlossen werden, das eine Beistandsgarantie vorsah – wobei allen Beteiligten klar war, dass eine militärische Antwort „innerhalb von zwei Wochen“ nach einem Angriff völlig unrealistisch war.

Hitler hingegen hatte systematisch aufgerüstet, so dass die Wehrmacht den polnischen Streitkräften inzwischen deutlich überlegen war. Und mit der „Zerschlagung der Resttschechei“ und dem Bündnis mit der Slowakei

konnten zudem Truppen dorthin verlegt werden und die polnische Südflanke bedrohen.

Intern ließ Hitler keine Zweifel an seinen Absichten. Am 23. Mai 1939 erklärte er vor Wehrmachtsoffizieren, dass es ihm längst nicht nur um Danzig gehe: „Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung sowie die Lösung des Baltikum-Problems. Lebensmittelversorgung ist nur dort möglich, wo geringe Besiedelung herrscht.“

Auch Polen bereitete den Krieg vor, aber Józef Beck klang am 5. Mai im Sejm anders. Freiheit wollte er in einer Diktatur nicht versprechen, doch „der Friede ist eine kostbare und erwünschte Sache. Unsere durch den Krieg in Blut getauchte Generation verdient sicherlich eine Periode des Friedens. Doch der Frieden, wie fast alles in dieser Welt, hat einen hohen, aber doch berechenbaren Preis. Den Begriff des Friedens um jeden Preis kennen wir in Polen nicht. Im Leben der Menschen, der Völker und der Staaten gibt es



Getty Images / Central Press

Herschel Grynszpans Familie war von den Deportationen der „Polenaktion“ betroffen. Aus Wut darüber verübte er ein Attentat auf den deutschen Botschaftssekretär in Paris. Das Foto zeigt Grynszpan bei seiner Verhaftung am 7. November 1938.



Hitlers Einzug im mährischen Brünn im März 1939 machte der Welt endgültig klar, dass der Prozess des Appeasements gescheitert war.

nur ein Gut, das keinen Preis hat: die Ehre.“

Dass Hitler von Appeasement wenig hielt, hatte er nach dem Münchner Abkommen vom September 1938 bewiesen. Er war nicht mehr an Zugeständnissen interessiert, sondern suchte ganz gezielt den Krieg – gegen Polen. Sein Kalkül, wonach die Westmächte erneut vor einer Konfrontation zurückschrecken würden, sollte sich nicht erfüllen. Dafür bekam er ein Bündnis mit Stalin.

Bündnis der Diktatoren Hitler und Stalin

Die Sowjetunion war rein diplomatisch ein Gewinner des Münchner Abkommens, obwohl sie bei den Verhandlungen nicht zugegen sein durfte. Die Furcht vor dem Bolschewismus hatte die Demokratien lange davor zurückschrecken lassen, mit Moskau engere Beziehungen einzugehen.

Doch indem Hitler im März 1939 die ein Jahr zuvor geschlossenen Vereinbarungen so eklatant verletzte, wurde offensichtlich, dass er sich nicht einhegen lassen wollte. Umso mehr waren nun Allianzen gegen ihn gefragt. England schlug also der Sowjetunion ein Dreierbündnis mit Frankreich vor, war aber nicht bereit, die Forderungen des sowjetischen Außenminister Maxim Litwinow zu akzeptieren.

Weil zugleich Deutschland ein Abkommen mit Rumänien schloss, befürchtete Stalin, eingekreist zu werden. Er ersetzte Litwinow durch den als pro-deutsch geltenden Wjatscheslaw Molotow und akzeptierte zunächst eine wirtschaftliche Kooperation mit Deutschland. Als weitere Sondierungen mit dem Westen nicht zu befriedigenden Resultaten führten, der sowjetisch-japanische Grenzkonflikt eskalierte und zudem Deutschland immer bessere Angebote machte, ging Moskau auf Hitlers Vorschläge ein.

Mitte August 1939 drangen die Deutschen auf einen schnellen Vertragsabschluss, weil der Angriff auf Polen ursprünglich auf den 26. August terminiert war. Das gelang: Der auf



Die Folgen des „Hitler-Stalin-Pakts“:
Drei Wochen nach Kriegsbeginn legen
deutsche und sowjetische Generäle
die Grenze zur Aufteilung Polens fest.

den 23. August datierte, unter dem Namen „Hitler-Stalin-Pakt“ in die Geschichte eingegangene Vertrag wurde kurz nach Mitternacht am 24. August von den Außenministern Ribbentrop und Molotow unterzeichnet. Den Kriegsbeginn verschob Hitler auf Biten Mussolinis, zumal sich so die Möglichkeit bot, England vielleicht doch noch zum Abwarten zu drängen.

Wichtiger war sowieso, dass Moskau im geheimen Zusatzprotokoll zum an sich harmlosen Nichtangriffspakt seine wohlwollende Neutralität im Fall eines Konflikts mit anderen Staaten zusicherte. Wie sehr dieser Passus auf Polen abzielte, zeigt die Aufteilung der Interessensphären in Osteuropa: Der gemeinsame Nachbar wurde entlang den Flüssen Narew, Weichsel und San aufgeteilt. Weiter hieß es: „Ob die beiderseitigen Interessen die Erhaltung eines unabhängigen polnischen Staates erwünscht erscheinen lassen und wie dieser Staat abzugrenzen wäre“, könne

„im Laufe der weiteren politischen Entwicklung geklärt werden“.

Das wollte später keine der beiden Seiten. Schließlich hatte Hitler die Wehrmacht bereits am 22. August auf eine neue Art Krieg eingeschworen. Die Generäle notierten: „Ziel: Vernichtung Polens=Beseitigung seiner lebendigen Kraft. Es handelt sich nicht um das Erreichen einer bestimmten Linie oder einer neuen Grenze, sondern um die Vernichtung des Feindes, die immer auf neuen Wegen angestrebt werden muss.“ Das ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Wehrmacht war nur zu willig, dem am 1. September auch zu folgen. ●

Literatur

Stephan Lehnstaedt, *Schuld ohne Sühne? Deutschland und die Verbrechen in Polen im Zweiten Weltkrieg*. Berlin 2021.

Stephan Lehnstaedt, *Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland*. Osnabrück 2017.



PROF. DR. STEPHAN LEHNSTAEDT
geb. 1980, ist Professor für Holocaust-Studien und Jüdische Studien an der Touro University Berlin.

Brutale Fremdherrschaft

Fast zeitgleich mit dem „Überfall“ Deutschlands auf Polen griff auch die Sowjetunion das Land an. Es folgten Jahre der Unterdrückung und Verfolgung. Im deutsch besetzten Polen starteten „Einsatzgruppen“ den Massenmord an den Juden.

Auch wenn sie sich verzweifelt wehrten: Die polnischen Truppen hatten dem deutschen Vorrücken seit dem 1. September 1939 nicht viel entgegenzusetzen. Französische und englische Hilfe blieb aus, technisch war man der Wehrmacht – mit ihrer Luftwaffe und ihren Panzern die modernste Streitmacht Europas – hoffnungslos unterlegen. Die deutschen motorisierten Einheiten drangen innerhalb weniger Tage bis Warschau vor. Mit den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs hatte das wenig zu tun, das war der von Kriegstheoretikern seit den 1920er Jahren vorhergesagte „Krieg der Zukunft“.

Ein letztes Aufbäumen der polnischen Einheiten, die sich Mitte September nach einem überhasteten Rückzug westlich von Warschau an der Bzura gesammelt hatten, wurde obsolet, als am 17. September die Rote Armee das Land von Osten her besetzte: In einem Zweifrontenkrieg war das geschwächte Land chancenlos.

Unter ihrem legendären Stadtpräsidenten Stefan Starzyński, einem Veteranen des Ersten Weltkriegs, verteidigte sich die Hauptstadt noch verzweifelt, um schließlich am 28. September zu kapitulieren. Mit den letzten versprengten Truppenteilen im Osten des Landes wurde die Rote Armee schnell fertig.

Danach wurde Polen entlang einer Demarkationslinie zwischen dem „Dritten Reich“ und der Sowjetunion aufgeteilt. Beide Besatzungsregime unterdrückten und verfolgten die Bevölkerung in ihrem Machtbereich mit äußerster Brutalität.

In der Tat glichen sich vor allem in der Anfangsphase der Besatzung die Methoden beider Invasoren, die auch vor Massenverschleppungen und Massenmord nicht zurückschreckten. Deutschland hatte – bis auf das sogenannte Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete in Zentralpolen – die westlichen Landesteile annektiert und dem Territorium des Reichs zugeschlagen, die Sowjetunion verfuhr mit dem gesamten von ihren Truppen besetzten östlichen Teil ebenso.

Deportation und Neuansiedlung

Beide Besatzer begannen nun mit einem Bevölkerungsaustausch gigantischen Ausmaßes: In den neuen deutschen Reichsgauen „Danzig-Westpreußen“ und „Wartheland“ startet man damit, Hunderttausende christliche und jüdische Staatsbürger der Zweiten Polnischen Republik in das „Generalgouvernement“ abzutransportieren. An ihrer Stelle sollten in den annektierten Gebieten „Volksdeutsche“ – Angehörige der deutschen Minderheiten im Baltikum und der Sowjetunion – angesiedelt werden.

Im nun sowjetischen Ostpolen wurden Hunderttausende als politisch unzuverlässig eingestufte Personen samt ihren Familien – ebenfalls weitgehend Polen und Juden – nach Sibirien deportiert. Ironie des Schicksals: Die meisten der jüdischen Deportierten entgingen damit der Ermordung durch die Deutschen im Zuge des Angriffs auf die Sowjetunion seit Sommer 1941.

Weniger Glück hatte die jüdische Bevölkerung im deutsch besetzten Teil Polens: Bis Ende 1939 fielen nach polnischen Schätzungen mindestens 7000 Männer, Frauen und Kinder aus ihren Reihen Erschießungen und Brandstiftungen zum Opfer.

Kapitulation des polnischen Militärs und ziviler Verantwortlicher – unter anderem Stadtpräsident Stefan Starzyński (Vierter von links) – in der Festung Modlin bei Warschau. Starzyński wurde später von den Deutschen ermordet.

In der polnischen Kleinstadt Przemyśl an der Demarkationsgrenze kam es am 18. und 19. September zu einem Massaker an der jüdischen Einwohnerschaft mit zwischen



AKG / Michael Foedrowitz



500 und 800 Opfern. Und in der Ortschaft Ostrów Mazowiecka nordöstlich von Warschau ermordeten deutsche Polizisten im November 1939 unterschiedslos alle jüdischen Männer, Frauen und Kinder.

Diese „ethnischen Säuberungen“ der Anfangszeit dienten offenkundig dem Ziel, nahe der Grenze zum sowjetisch besetzten Gebiet Angst und Schrecken zu verbreiten, um so die jüdische Bevölkerung zur Massenflucht aus dem deutschen Machtbereich zu bewegen.

Zu diesem Zeitpunkt stand jedoch eigentlich eine andere Gruppe innerhalb der einheimischen Bevölkerung im Fokus der Deutschen, der aber ebenfalls viele Juden angehörten: die polnischen Eliten. Aus ihren Reihen, so die Annahme mit einem Blick auf die polnische Geschichte im 19. Jahrhundert, habe sich immer der Widerstand gegen eine Fremdherrschaft rekrutiert.

Hitler hatte daher bereits vor dem Überfall eine „politische Säuberung“ befohlen: Angehörige der polnischen gebildeten und politischen Kreise sollten rücksichtslos verfolgt und ermordet werden. Besonders in den annektierten Westgebieten wütete somit in den ersten Wochen und Monaten der Besatzung ein gnadenloser Terror gegen Polen und Juden, bis Ende 1939 wurden – die genauen Zahlen werden wir wohl nie erfahren – weit über 50000 Männer ermordet.

Die sowjetischen Machthaber ließen sich von einem ganz ähnlichen Kalkül leiten: Auch in diesem besetzten Teil Polens richtete sich das Misstrauen vor allem gegen die Bildungsschichten. In den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern befanden sich nun über 20000 Offiziere, also Mitglieder ebendieser gesellschaftlichen Elite. Im April 1940 ließ Stalin sie durch die Geheimpolizei NKWD in der Nähe von Katyn und anderen Orten in der heutigen Ukraine durch Genickschuss umbringen.

Deutsche Männer werden zu Massenmördern

Konfrontiert mit diesen Massenverbrechen, die am 1. September 1939 einsetzten und später in den Holocaust mündeten, hat sich die Wissenschaft spätestens seit den 1990er Jahren die Frage gestellt, wie Männer gewissermaßen über Nacht zu gewissenlosen Mördern werden können. Eine einfache Antwort darauf gibt es nicht. Heute werden die Erklärungsansätze des Historikers Christopher

In Brand geschossene Gebäude auf der Westerplatte bei Danzig. Die polnische Festung war zum Kriegsauftritt am 1. September 1939 vom deutschen Kadettenschulschiff „Schleswig-Holstein“ angegriffen worden. Nach rund einwöchigen Kämpfen gaben die Polen die Stellung auf.



Deutsche Soldaten nach der Erschießung von Zivilisten im polnischen Tschenstochau (Częstochowa). Das Foto stammt aus dem privaten Album eines Maschinengewehrschützen und wurde in der ersten Woche nach Kriegsbeginn im September 1939 aufgenommen.

United States Holocaust Memorial Museum / B. Ashley Grimes II

hörige der deutschen Minderheit in Polen und deutsche Soldaten – verschafft hier erschreckende Einblicke in eine Welt fern der bürgerlichen Behaglichkeit, aus der die meisten ihrer Mitglieder in den Krieg aufgebrochen waren.

Grenzen der Brutalität werden immer weiter verschoben

Browning und des Soziologen Harald Welzer – und vieler anderer, die zu ähnlichen Ergebnissen kamen – weitgehend akzeptiert: Nach ihren Erkenntnissen gehörte eine tödliche Mischung ideologischer und situativer Faktoren dazu, um in Männergemeinschaften die Bereitschaft zu hemmungsloser Gewalt zu erzeugen.

Zu den ideologischen Faktoren gehörte dabei zumindest teilweise eine Verinnerlichung des staatlichen Narrativs, in dessen Rahmen die Morde angeordnet wurden. Im Fall von NS-Deutschland wurden Nicht-Deutsche, vor allem Slawen und Juden, als „Reichsfeinde“ und somit als Bedrohung angesehen. Ihre Verfolgung und ihre Ermordung wurden zu einem Akt der Selbstverteidigung umgedichtet.

Hinzu kamen jahrhundertalte Vorurteile gegen die Bevölkerung von Landstrichen, die man auf einer niedrigeren Stufe verortete – nach der damaligen Vorstellung eines west-östlichen Kulturgefälles.

Zu den situativen Faktoren gehörten Befehle, auf die man sich berufen und somit die Verantwortung von sich abwälzen konnte; der Gruppendruck durch die Erwartungshaltung derjenigen Kameraden, die sich frei-

willig am Morden beteiligten; die Tatsache, sich als kleiner militärischer oder polizeilicher Verband inmitten eines unüberschaubaren Feindeslandes zu befinden; aber auch die ungewohnte Situation der ersten Wochen des Einmarsches oder die Brutalisierung, die der Einsatz an der Front generell mit sich brachte.

All diese Faktoren lassen sich bereits auf dem ersten Kriegsschauplatz der Wehrmacht ausmachen. Ein Blick auf drei unterschiedliche Tätergemeinschaften – deutsche Polizisten, Ange-

Bei Katyn (Oblast Smolensk) erschoss der sowjetische Geheimdienst NKWD im April und Mai 1940 Tausende polnische Offiziere. Als die Deutschen die Massengräber 1943 fanden (Foto), nutzten sie dies für Propagandazwecke.



Getty Images / Photo12 / Universal Images Group



Nach dem Einmarsch in Polen loteten die Polizisten den ihnen gegebenen Spielraum aus: Zunächst berichteten sie über die Erschießung von Einzelnen, dann von Dutzenden. Die Opferzahlen stiegen ständig an. Die Kommandeure der Einsatzgruppen fuhren wöchentlich von Polen ins Reichssicherheitshauptamt nach Berlin, um sich dort in Amtschefbesprechungen neue Weisungen zu holen.

Offenbar bestätigt in ihrem Vorgehen, gingen ihre Mordziffern im besetzten Polen immer weiter nach oben. Dabei ließen sich die Männer von einer seltsamen Doppelmoral leiten,

denn während die Morde an Tausenden Polen und Juden offenbar wenig Eindruck auf sie machten, konnten sie sich über unkameradschaftliches Verhalten oder einen ungerechten Vorgesetzten, der etwa seinen Hund schlecht behandelte, empören.

Der Chef der Sicherheitspolizei Reinhard Heydrich, der die Massensterbe angeordnet hatte, ließ den Leiter eines Einsatzkommandos zur Wehrmacht strafversetzen, weil dieser sich in Polen einen chinesischen Diener angeschafft hatte, den er den Hitlergruß ausführen ließ. Zudem hatte der Kommandeur einen jüdischen Tenor vor dessen Ermordung

in seinem Haus ein Konzert geben lassen.

Harald Welzer erklärt diese Diskrepanz mit einer Verschiebung des Wertesystems, die typisch für totalitäre Regime ist: Eine radikale Ideologie erklärt gewisse Menschen – hier Polen und Juden – zur Bedrohung und siedelt sie unterhalb von Tieren an. Zugleich herrscht in den Täterkreisen ein perverser Ehrenkodex, der angeblich „anständiges Verhalten“ definiert.

Im Rückblick stilisierten sich ehemalige Täter in ihren Verhören gar als Leidtragende, weil sie eine zwar notwendige „Arbeit“ hatten verrichten

müssen, die ihnen aber Furchtbares abverlangt hätte. Der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler fasste diese Verhöhnung der Opfer und die Heroisierung der Täter in Worte, als er 1943 in Posen vor höheren SS-Führern in Bezug auf die Massenmorde im Osten ausführte: „Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.“

Für die Männer der Einsatzgruppen waren ihre Opfer eine anonyme Masse, deren Sprache sie nicht verstanden, was ihnen das Morden in gewisser Weise erleichtert haben dürfte.

Ganz anders verhielt es sich bei ihren Helfern: Anfang September 1939 waren Tausende Angehörige der deutschen Minderheit in Polen zu einem „Volksdeutschen Selbstschutz“ zusammengefasst worden. Sie spielten nicht nur eine zentrale Rolle beim Aufspüren und Identifizieren der Opfer, die sie ja als Nachbarn kannten, sondern manche von ihnen taten sich auch bei deren Liquidierung mit besonderer Grausamkeit hervor.

Aufgestauter Frust vieler im polnischen Staat verbrachter Jahre, in denen Angehörige der deutschen Minderheit als Bürger zweiter Klasse gegolten hatten, dürfte hierbei ebenso eine Rolle gespielt haben wie die Möglichkeit, unter den neuen Herrschaftsverhältnissen alte private Rechnungen zu begleichen.

Es gilt aber auch festzuhalten, dass ein großer Teil der deutschen Minderheit in Polen vor dem Krieg friedlich mit seinen polnischen Nachbarn zusammengelebt hatte und sich unter der deutschen Besatzung nicht an Verbrechen beteiligte.



United States Holocaust Memorial Museum / Instytut Pamięci Narodowej

Auch die Wehrmacht ist in Kriegsverbrechen verstrickt

Ganz anders geartet ist wiederum die Motivlage bei deutschen Soldaten, die ebenfalls im September 1939 während des Vormarschs Tausende polnische und jüdische Zivilisten – Männer, Frauen und Kinder – ermordeten. Ihnen war zuvor kein Befehl hierzu erteilt worden. Dennoch setzten die Brandstiftungen und Erschießungen in polnischen Ortschaften bereits am ersten Tag des Krieges ein.

Viele von ihnen marschierten mit einem ähnlichen Weltbild in Polen ein, wie es unter den Einsatzgruppen verbreitet gewesen war: Polen galt in Deutschland allgemein als unterent-

Mitglieder von SS, Sicherheitspolizei und Volksdeutschem Selbstschutz bei einer Durchsuchung in Bromberg (Bydgoszcz). In der Stadt kam es im September/November 1939 im Rahmen der „Intelligenzaktion“ (gezielte Eliminierung der polnischen Elite) zu Massenerschießungen durch Einsatzgruppen.

wickelt, seine Bevölkerung als unberechenbar und zum Widerstand neigend. Hinzu kamen für die meist jungen Soldaten – der Altersdurchschnitt an der Front lag bei 23 Jahren – die ideologische Prägung in der Hitlerjugend und im Arbeitsdienst.

Radikalisierend wirkten zudem Weisungen, die unmittelbar vor Angriffsbeginn von der Wehrmacht erlassen wurden und die polnische Zivilbevölkerung als eine Gefahr für die Truppe bezeichneten. Mit Brunnenvergiftungen und Partisanentätigkeit sei immer und überall zu rechnen.

Aus Feldpostbriefen sowie privaten und offiziellen Kriegstagebüchern bzw. Erfahrungsberichten der Wehrmacht wissen wir, dass die Truppe sich in den ersten Tagen des Krieges in einem Kampf mit einer riesigen Widerstandsbewegung wähnte, die in der Realität nicht existierte.

Aus Fällen von „friendly fire“ wurden so in der Wahrnehmung der unerfahrenen Soldaten nächtliche Parti-



Reinhard Heydrich gab als Chef des Reichssicherheitshauptamts den Befehl für die Massenerschießungen in Polen. Im Januar 1942 leitete er die „Wannsee-Konferenz“ bei Berlin zur „Endlösung der Judenfrage“.

Getty Images / Universal History Archive

sanenüberfälle. Ortschaften, in denen sich dies abspielte, wurden niedergebrannt, die männlichen Einwohner erschossen. Die Raserei beschrieb ein Soldat in seinem Tagebuch: „Als die Aktion beendet ist brennt das ganze Dorf. Am Leben blieb niemand, haben auch alle Hunde erschossen. F. braucht für einen Mann sechs Schuss Pistolenmunition.“ Browning nennt dieses Phänomen „Schlachtfeldraserei“.

Bezeichnenderweise entwickelten sich die Opferzahlen solcher Wehr-

Dieses Argument wiederum spielte für die deutsche Luftwaffe keine Rolle, die im September 1939 Hunderte polnische Ortschaften, meist keine militärischen Ziele, bombardierte und somit ebenfalls Tausende Zivilisten tötete.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen und der Aufteilung Polens in ein deutsch und ein sowjetisch besetztes Gebiet festigten sich seit Oktober 1939 die neuen Verhältnisse. Die mobilen Einsatzgruppen wurden zu stationären

„Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete“ in der nationalsozialistischen Ideologie als ein rechtsfreier Raum, es wurde auch als „Kehrichthaufen Europas“ und „Ab-ladeplatz“ – also im heutigen Sprachgebrauch als Müllhalde – bezeichnet. Hierhin sollten alle Polen und Juden aus den annektierten Gebieten verbracht werden.

Innerhalb des Generalgouvernements wurden die Juden wiederum in Ghettos von der restlichen Bevölkerung getrennt, wo bald ein Massensterben durch Unterversorgung und mangelnde Hygiene einsetzte. Kurz nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 begannen die Deutschen dort und im Generalgouvernement mit der systematischen Ermordung der europäischen Juden.

Die nicht-jüdische Bevölkerung war den Launen der Besatzer hilflos ausgeliefert. Das Land wurde ausgeplündert, mit zunehmendem Widerstand wurden die Repressalien immer brutaler.

Etwa eineinhalb Millionen polnische Frauen und Männer wurden zur Zwangsarbeit ins Reich verschleppt. Ein Großteil der

schätzungsweise 150 000 Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die den oftmals unmenschlichen Einsatz in Deutschland nicht überlebten, stammte aus Polen.

Literatur

Jochen Böhler, *Gewalt und Alltag im besetzten Polen. 1939–1945*. Osnabrück 2012.
Jochen Böhler, *Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen*. Frankfurt am Main 2009.
Klaus-Michael Mallmann/Jochen Böhler/Jürgen Matthäus, *Einsatzgruppen in Polen. Darstellung und Dokumentation*. Darmstadt 2008.

PROF. DR. JOCHEN BÖHLER
geb. 1969, ist Historiker und Direktor des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI).



Foto: A. Günther



AKG / Fotoarchiv für Zeitgeschichte

Am 30. September 1942 eröffnete in Warschau im Gebäude der Nationalen Kunstgalerie das „Haus der Deutschen Kultur“. Es war Bestandteil der Verwaltung des „Generalgouvernements“ und wurde für Propaganda-Feiern genutzt.

Gestapo-Stellen umgebildet, die Wehrmacht schickte ihre Soldaten bald auf den nächsten Kriegsschauplatz Frankreich, später in die Sowjetunion.

Das „Generalgouvernement“ wird zum rechtsfreien Raum

Viele Angehörige der deutschen Minderheit in Polen ließen sich als Reichsbürger und Reichsbürgerinnen zweiter Klasse in einer „Volksliste“ registrieren, womit sie von der Verfolgung der nicht-deutschen Bevölkerung ausgenommen waren.

Während in den „eingegliederten Gebieten“ im Westen die „Germanisierung“ durch Deportationen weiter vorangetrieben wurde, firmierte das

machtsübergriffe in genau entgegengesetzter Richtung wie die der Einsatzgruppen, nämlich nach unten. Als sich in der Wehrmacht die Erkenntnis durchsetzte, dass es zu diesem Zeitpunkt des Kriegs noch gar keine polnische Partisanenbewegung gab – diese entwickelte sich als *self-fulfilling prophecy* erst in Reaktion auf die deutschen Verbrechen –, wurden die Soldaten zur Raison gerufen, da ihre Racheakte wertvolle Vorräte und Unterkünfte zerstörten.

Massenmord im besetzten Polen

Die Deutschen machten Polen zum Schauplatz des Holocaust. In den Lagern der „Aktion Reinhardt“ im Osten des „Generalgouvernements“ starben seit 1942 die polnischen Juden.

Am 8. April 1942 schrieb der Arzt Zygmunt Klukowski in der ostpolnischen Kleinstadt Szczebrzeszyn in sein Tagebuch: „Wir wissen bereits jetzt mit völliger Sicherheit, dass nach Belzec täglich ein Zug aus Lublin und einer aus Richtung Lemberg kommt, jeder mit über 20 Waggons. Hier lassen sie die Juden aussteigen, treiben sie hinter die Umzäunung aus Stacheldraht und töten sie mit elektrischem Strom oder vergiften sie mit Gas und verbrennen dann die Leichen. Bereits unterwegs sehen die Menschen, vor allem Eisenbahner, furchtbare Szenen, denn die Juden wissen schon gut, warum sie sie dorthin bringen, und dabei geben sie ihnen nichts zu essen oder zu trinken. ... Einwohner von Lublin erzählten mir völlig un-

Belzec angekommen war, kannte Zygmunt Klukowski nur 66 Kilometer entfernt bereits fast alle Details.

Aufbau der Infrastruktur der Vernichtung

Nachdem die Planungen zur Ermordung der Juden seit Sommer 1941 liefen und die konkrete Umsetzung Gegenstand der „Wannsee-Konferenz“ im Januar 1942 war, bestand nun mit dem Vernichtungslager Belzec im Südosten des Distrikts Lublin eine erste Infrastruktur. So startete im März 1942 der organisierte Massenmord an den polnischen Jüdinnen und Juden. Als Reinhard Heydrich, der maßgeblich für die Vorbereitung der „Endlösung der Judenfrage“ verantwortlich war, am 4. Juni den Verletzungen erlag, die er sich beim Attentat tschechischer Widerstandskämpfer zugezogen hatte, erhielt das Vernichtungsprogramm ihm „zu Ehren“ den Namen „Aktion Reinhardt“. Wobei die Schreibweise des Vornamens etwas abwich.

Die Deportationen erfolgten in den folgenden Monaten im besetzten Polen systematisch Region für Region nach einem festen Schema. Die Zivilverwaltung registrierte die Juden und sorgte dort, wo es noch nicht geschehen war, für eine Konzentration der jüdischen Bevölkerung: In den Städten wurden Ghettos eingerichtet und die Juden vom Land in Ortschaften mit Bahnanbindung umgesiedelt.

Auf einer Vorbesprechung beim jeweiligen SS- und Polizeiführer des betreffenden Distrikts legten die Polizeikommandeure die Aufgabenverteilung fest und gaben entsprechende Befehle an ihre Einheiten weiter.

Wenige Tage vor einer Deportation wurden die Leiter aller wesentlichen örtlichen Dienststellen beim Kreishauptmann versammelt. Das waren Vertreter des Arbeitsamts, der Sicherheitspolizei, der Gendarmerie, gegebenenfalls auch der Wehrmacht sowie der Kreishauptmann selbst als Leiter der Zivilverwaltung. Mit einem Vertreter



Jüdische Handwerker im Ghetto in Lemberg. Die 1939 zunächst sowjetisch besetzte Stadt zählte erst seit 1941 zum „Generalgouvernement“. Im März 1942 wurden die ersten Bewohner des Ghettos ins Lager Belzec transportiert.

vorstellbare Szenen, dass dort kleine jüdische Kinder aus dem Fenster geworfen werden, Kranke an Ort und Stelle und Gesunde außerhalb der Stadt erschossen und Tausende nach Belzec gebracht werden usw.“

Gerade einmal drei Wochen, nachdem am 17. März 1942 der erste Deportationszug aus Lublin mit Tausenden Menschen aus dem dortigen Ghetto im Vernichtungslager



AKG / Fototeca Gillardi



des SS- und Polizeiführers oder mit diesem persönlich besprachen sie nun die Einzelheiten: den genauen Ablauf, die jeweiligen Aufgaben, die Zahl der jüdischen Arbeitskräfte, die von der Deportation ausgenommen werden sollten und anderes mehr. Die „Aktion Reinhardt“ fand also insgesamt unter Führung von SS und Sicherheitspolizei statt, vor Ort war es aber ein arbeitsteiliger Prozess einer Vielzahl von Akteuren aus Verwaltung, Polizei, Wehrmacht und Unternehmen.

Auch in der konkreten Durchführung am Tag der Deportation folgten die Täter in der Regel einem Muster: Am Anfang stand die Selektion derjenigen Menschen, die als Arbeitsfähige zunächst bleiben sollten. Am Vorabend oder frühen Morgen umstellten deutsche und polnische Polizisten das Ghetto. Dann trieben die beteiligten Exekutivkräfte die Opfer zusammen und führten sie zum Sammelplatz, wo sie ihnen ihre Wertsachen abnahmen.

Die leeren Wohnungen wurden versiegelt, der Hausrat später abtransportiert. Zum Schluss trieb man die Menschen, meist mit Gewalt, zum nächsten Bahnhof und pferchte sie in bereitstehende Waggonen. Transportunfähige Alte und Kranke erschossen Polizisten während ihrer „Treibjagd“ im Ghetto oder brachten sie etwa in einen nahe gelegenen Wald, wo sie ihre Opfer an vorbereiteten Gruben erschossen.

Auch an den Morden selbst waren zahlreiche Einheiten beteiligt: SS, Sicherheitspolizei, Ordnungspolizei, Gendarmerie, Waffen-SS, Sonderdienst, polnische Polizei, ukrainische oder baltische Hilfskräfte sowie der polnische Bau dienst. Selbst einzelne deutsche Beamte der Verwaltung und andere machten mitunter bei den Erschießungen mit.

Zu den Opfern der „Aktion Reinhardt“ zählten auch 50 000 Sinti und Roma. Das Foto zeigt Häftlinge in Belzec, die hier seit 1940 – bereits vor Einrichtung des Vernichtungslagers – Zwangsarbeit leisten mussten.



Aus den Städten des besetzten Polen wurden die Juden mit Güterwaggons in die Vernichtungslager gebracht. Hier eine Szene vom Bahnhof in Łódź aus dem Jahr 1943. Die Juden aus dieser Stadt kamen vorwiegend ins nahe gelegene Lager Chelmno.

Belzec war bereits in Betrieb, als im März 1942 der Bau des Vernichtungslagers Sobibor an der Grenze zu Belarus, im damaligen deutschen Generalkommissariat Weißruthenien, begann. Seit Mai ermordete dann hier das Lagerpersonal Juden vor allem aus dem Distrikt Lublin, aber auch aus dem Deutschen Reich und einigen besetzten Ländern.

Im Sommer 1942 schließlich war auch das Vernichtungslager Treblinka, das nordöstlich von Warschau an einer Bahnlinie lag, fertiggestellt. Dort hin deportierte man von Juli bis September 1942 zunächst 254 000 bis 300 000 Juden aus dem Warschauer Ghetto, die fast ausnahmslos nach der Ankunft ermordet wurden.

Es folgten weitere Deportationen aus zentralen und nordwestlichen Regionen des besetzten Polen, unter anderem aus Tschernostochau und Białystok. Insgesamt wurden in den drei Lagern von März 1942 bis Oktober 1943 bis zu 1,75 Millionen Jüdinnen und Juden ermordet – in Belzec ungefähr 500 000, in Sobibor

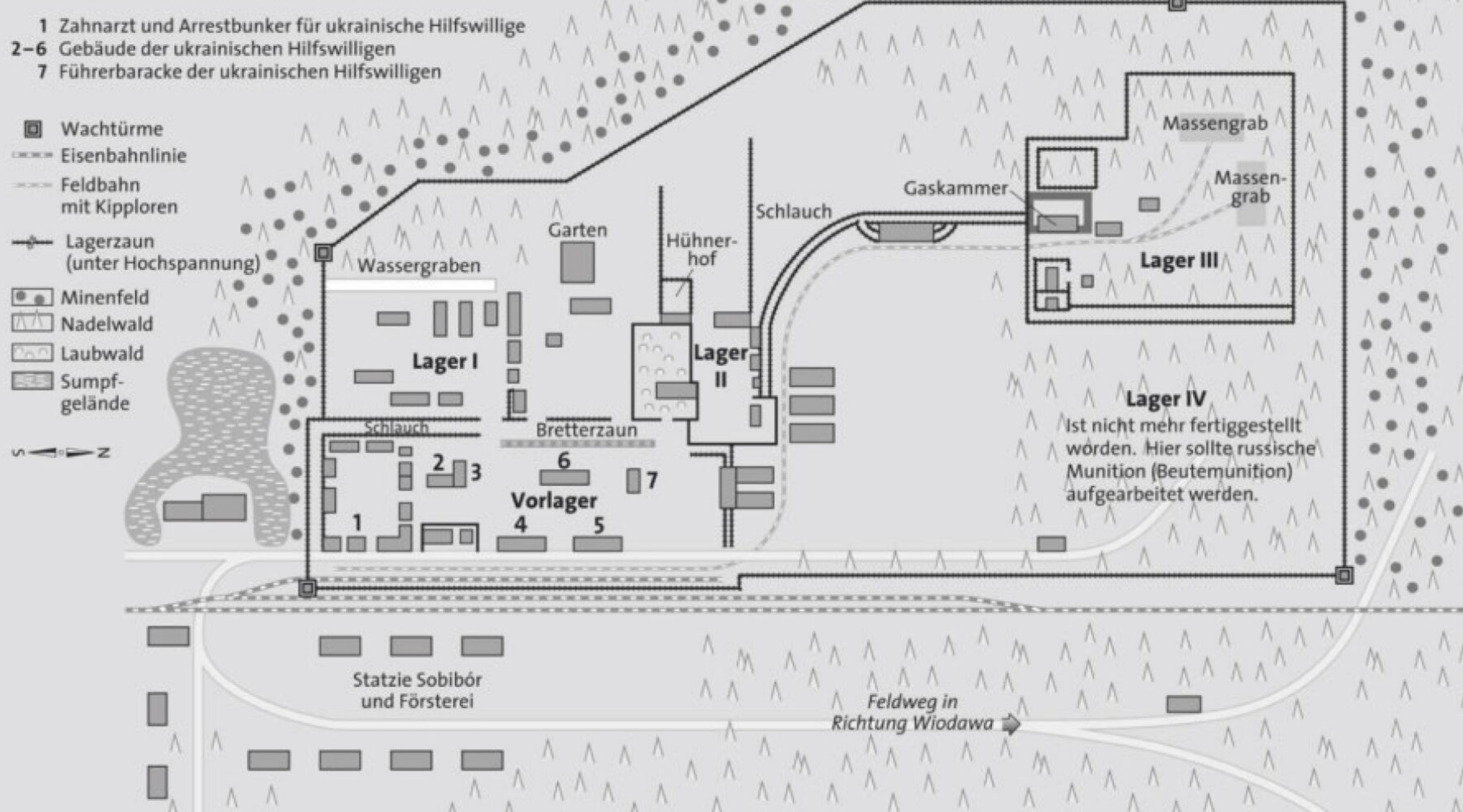
rund 250 000 und in Treblinka bis zu einer Million Menschen.

Dass die Deutschen diese Lager gerade im Nordosten des „Generalgouvernements“ errichteten, hatte seine Gründe. Im besetzten Polen lebten die meisten Juden unter deutscher Herrschaft, und sie sollten seit März 1942 systematisch und schnell ermordet werden. Für die zynische Logik eines auf mörderische Effizienz setzenden Regimes war die gute Anbindung der Vernichtungsstätten an das Bahnnetz ausschlaggebend für die Standortwahl, doch auch die Lage weitab im Osten war bewusst gewählt. Letzteres spielte für die trügerische Hoffnung des Regimes eine Rolle, dort ließe sich der Massenmord vor der Weltöffentlichkeit verbergen. Eine besondere Verbreitung von Antisemitismus in der örtlichen Bevölkerung war dagegen für die Standortwahl nie von Bedeutung.

Erfahrungen aus dem Mord an Kranken und Behinderten

Mit der Durchführung der Morde in den drei Lagern hatte Heinrich Himmler den SS- und Polizeiführer des Distrikts Lublin, den aus Österreich stammenden Odilo Globocnik, betraut. Sein kleiner Stab, der unter Leitung Hermann Höfles in Lublin ansässig war, beaufsichtigte die insgesamt nur 120 österreichischen und deutschen Männer, die die Kommandanten und einen Teil des Lagerpersonals stellten.

Plan des Vernichtungslagers Sobibór



Die Vernichtungslager der „Aktion Reinhardt“ waren alle nach demselben Grundmuster angelegt worden. Ziel war es, möglichst schnell und effizient eine maximale Zahl von Menschen töten zu können. Hier ein Plan des Lagers von Sobibor.

Als sie ins besetzte Polen kamen, blickten die meisten von ihnen bereits auf eine Karriere als Mörder zurück. So hatten sie in unterschiedlichen Funktionen an den Krankenmorden in den Mordanstalten im Deutschen Reich („Aktion T4“) mitgewirkt.

Unterstützt wurden diese Vernichtungsexperten von jeweils bis zu 120 sogenannten Trawniki-Männern. Das waren ukrainische, weißrussische, russische oder baltische Hilfskräfte, die man, mitunter unter Zwang, unter den sowjetischen Kriegsgefangenen rekrutiert und anschließend im Ausbildungslager Trawniki geschult hatte.

Beim Aufbau der Lager folgten die Männer ihren Erfahrungen aus dem Krankenmord und richteten die Struktur an einem möglichst effizienten Ablauf des Massenmords aus. Belzec lieferte gewissermaßen die Vorlage für die beiden anderen Lager.

Das nur 265 auf 275 Meter große Belzec war mit einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben, in den teilweise Zweige geflochten waren, um es vor Blicken von außen abzuschirmen. Von Wachtürmen aus konnte das Lager kontrolliert und eine Flucht verhindert werden.

Belzec war in zwei Bereiche gegliedert. In Lager I kamen die Transporte mit den Menschen an. An der sogenannten Rampe, an die Züge mit 15 bis 20 Waggonen herangefahren wurden, trieb man sie heraus. Es wurden gegebenenfalls wenige Menschen als sogenannte Arbeitsjuden ausgesucht. Die anderen mussten durch einen von Stacheldraht gesäumten Gang in den anderen Lagerteil gehen.

Dieser war streng abgetrennt. Dort befand sich der Mordbereich. In Baracken entkleideten sich die Menschen, Männer und Frauen getrennt; den Frauen wurden die Haare abgeschnitten. Durch einen engen Gang, die sogenannte Schleuse, trieben die SS-Männer die Menschen in den Todesstrahl.

In mehreren Gaskammern, anfangs waren es drei, wurden sie dicht gedrängt mit den Abgasen eines alten

Panzermotors qualvoll ermordet. Getarnt waren die Gaskammern mit Brausen als Duschräume. Auf Loren brachten Häftlinge die Leichen über eine Schmalspurbahn anschließend zu den Massengräbern innerhalb des Lagers.

Neue Gaskammern perfektionieren die Vernichtung

Im Sommer 1942 wurde Belzec umgebaut; neue Gaskammern erhöhten die Mordkapazität. Fortan waren die Häftlinge des sogenannten Sonderkommandos, die bei den Gaskammern arbeiten mussten, in diesem Lagerteil untergebracht und von den Übrigen streng isoliert.

Während in Lager II der Mordprozess lief, sortierten Arbeitshäftlinge im ersten Lagerteil die zurückgelassene Habe der Ermordeten in Magazinbaracken. Noch brauchbare Kleidung bekamen volksdeutsche Siedler; das Zahngold wurde bei der Reichsbank eingeschmolzen und verwertet.

In diesem Bereich lebten auch die wenigen hundert Gefangenen, die in Belzec arbeiteten. Dort waren zudem Werkstätten, eine Lagerküche und, in einem gesonderten Bereich, die Unterkünfte der Trawniki-Männer untergebracht. Die SS-Männer wohnten außerhalb des Lagers, ebenso Lagerkommandant Christian Wirth und die Kommandantur.



Im Vernichtungslager Belzec wurden die ermordeten Juden zunächst in Massengräbern bestattet (Foto von 1942). Seit November 1942 wurden die Leichen wieder exhumiert und verbrannt. Die Spuren des Massenmords sollten beseitigt werden. Im April 1943 ließ die SS das Lager zerstören.

Zygmunt Klukowski war nicht der Einzige, der früh schon über den Massenmord in Belzec Bescheid wusste. Trotz aller Bemühungen, das Morden halbwegs geheim zu halten, kannte die polnische Bevölkerung zwar nicht alle Details, war aber über die wesentlichen Dinge im Bild. Überdies waren bereits die Deportationen in die Vernichtungslager mit zahllosen Massakern an der jüdischen Bevölkerung in ihren Heimatorten verbunden, die häufig vor aller Augen geschahen. Der Mord an den Juden im besetzten Polen war also weder geheim, noch hatte er einen fabrikmäßigen anonymen Charakter.

Ein Blick in Klukowskis Heimatstadt Szczebrzeszyn zeigt das exemplarisch. Im April 1942 lebten dort mindestens 2900 Juden. Im Oktober 1942 sollten alle noch dort lebenden Juden deportiert werden. Am 21. Oktober zogen SS-Männer, Gendarmen und polnische Polizisten durch die Stadt auf der Suche nach Juden, die sie zum Marktplatz trieben. Den ganzen Tag waren Schüsse zu hören, Juden wurden geprügelt, die Häscher warfen Hand-

granaten in Keller und andere vermutete Verstecke. Hunderte wurden deportiert oder – die genauen Zahlen sind unbekannt – vor Ort erschossen.

Tagelang waren deutsche und polnische Polizisten auf der Jagd nach geflohenen und versteckten Juden, teilweise mit Hilfe der Bevölkerung. Angesichts des Eifers, mit dem die Deutschen auch den letzten Juden noch ergreifen und töten wollten, waren die Überlebenschancen für die versteckten Juden minimal.

Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden

Verringert wurden diese auch durch Einstellung und Verhalten der christlichen Bevölkerung. Ein religiös verwurzelter Juden Hass war weit verbreitet im besetzten Polen und trug zu einer Gleichgültigkeit dem Schicksal der Juden gegenüber bei. Einige nicht-jüdische Polen teilten auch den rassistischen Antisemitismus der Deutschen und beteiligten sich an der Jagd auf Juden, plünderten ihre Häuser und Geschäfte oder verrieten sie an die Polizei. Nicht wenige Antisemiten schauten mit stil-

ler Genugtuung zu, ohne sich aktiv zu beteiligen.

Einigen ging das brutale Morden der deutschen Besatzer – obwohl sie den Juden nicht freundlich gesinnt waren – jedoch viel zu weit. Manche entschlossen sich sogar, trotz drohender Todesstrafe, geflohenen Juden zu helfen. Sie nahmen das Risiko in Kauf, verbargen Juden bei sich, steckten ihnen etwas zu essen zu, versorgten sie mit Kleidung und anderem mehr. Der allgemeine Verfolgungsdruck, der auf der christlichen Bevölkerung lastete, Terror und Gewalt sowie eine dauernde Unterversorgung der Menschen engten die Bereitschaft und Möglichkeiten zu helfen aber enorm ein.

Die allgegenwärtige Gewalt, das Töten vor aller Augen stumpfte die Menschen zudem ab. Die Reaktionen darauf, dass ein deutscher Gestapo-Beamter eine alte Jüdin auf offener Straße erschoss, beschrieb Klukowski am Abend in seinem Tagebuch: „Die Menschen sahen zu, als ob es eine gewöhnliche, alltägliche Angelegenheit wäre. Ich weiß nicht warum, aber auch auf mich machte es nicht mehr einen so starken Eindruck wie früher.“

Die nicht-jüdische polnische Bevölkerung wusste bald schon über die nähere Umgebung der Vernichtungslager hinaus Bescheid. Die Untergrundpresse berichtete vom Massenmord und erkannte seinen systematischen Charakter. Bereits im Sommer 1942 schilderte man den Tötungsprozess in Belzec in vielen Details. Verbunden war dies mit der Befürchtung, dass nach den Juden die Polen

Feixend stutzen deutsche Soldaten einem gläubigen Juden in der Region Lemberg den Bart (Foto um 1941). Demütigungen solcher Art waren im besetzten Polen an der Tagesordnung.



an der Reihe seien, zumal sie unfreiwillig Zeugen des Verbrechens waren.

Im Juli 1942 wurde auch die Londoner Exilregierung von ihrem Vertreter im Land über die Morde in Belzec informiert. Sein Bericht beruhte auf Informationen eines Deutschen, der vor Ort arbeitete.

Im besetzten Polen war der Mord an den Juden Tagesgespräch, auch unter den Deutschen dort. Ein Besatzungsbeamter, gerade einmal fünf Wochen im Dienst, schrieb Anfang Juni 1942 seiner Mutter in Bayern vom Morden. In den Büros und Betrieben war es offenes Gesprächsthema. Deutsche Soldaten, die auf der Durchreise an die Front oder von dort in den Heimaturlaub waren, konnten häufig mit eigenen Augen beobachten, was geschah. Viele erzählten davon zu Hause, berichteten in Briefen davon, zeigten Fotos herum, so dass auch in Deutschland mehr und mehr Menschen Bescheid wussten, ihre Ahnungen womöglich bestätigt sahen.

Die „Aktion Reinhardt“ sollte laut Befehl Himmlers ursprünglich bis Ende 1942 abgeschlossen sein. Tatsächlich wurde Belzec bereits im Dezember



Auch das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, das bis heute wie kein anderer Ort mit dem Holocaust verbunden wird, lag im besetzten Polen, allerdings weiter westlich in der damaligen Provinz Oberschlesien. Im Gegensatz zu den Lagern der „Aktion Reinhardt“, die vor Kriegsende aufgelöst und zerstört wurden, ist ein Teil der Anlagen in Auschwitz heute noch sichtbar.

1942 geschlossen, die Leichen bis März 1943 verbrannt und das Lager anschließend niedergerissen und zur Tarnung bepflanzt. In Treblinka und Sobibor jedoch ging das Morden bis in den Oktober 1943 weiter. Hier setzten Aufstände der Arbeitshäftlinge den Schlusspunkt.

Der Massenmord geht in Auschwitz weiter

Am 2. August erhoben sich Gefangene in Treblinka, am 14. Oktober in Sobibor. Sie hatten sich von leicht korrumpierbaren Trawniki-Männern Waffen beschafft bzw. konnten sich Zugang zu den Magazinen verschaffen. Bei den Kämpfen mit den überraschten SS-Männern und ihren Helfern kamen viele Aufständische ums Leben, den-

noch gelang eine Massenflucht – insgesamt konnten rund 600 der insgesamt 1000 Häftlinge aus den Lagern fliehen. Die wenigsten jedoch erlebten das Ende der deutschen Besatzungsherrschaft.

Nach den Aufständen endete der Mordbetrieb, und die Lager wurden abgebaut, die Gelände zur Tarnung bepflanzt. Der Massenmord an den Juden fand seine Fortsetzung weiter westlich in den seit Winter 1941/42 erweiterten Lagern von Auschwitz im zum Reichsgebiet zählenden Teil Polens.

Letztlich der Schlusspunkt der „Aktion Reinhardt“, auch in Reaktion auf die beiden Aufstände, war eine der größten Massenerschießungen des Holocaust, die von den Tätern zynisch als „Aktion Erntefest“ bezeichnet wurde.

Am 3. und 4. November 1943 erschossen deutsche SS-Männer und Polizisten mehr als 42000 jüdische Männer und Frauen in den Lagern Majdanek, Poniatowa und Trawniki. In das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek und in die beiden anderen Zwangsarbeitslager waren im April und Mai 1943 die letzten War-

schaer Jüdinnen und Juden deportiert worden.

Nur sehr wenige Mörder aus den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhardt“ wurden nach dem Krieg zur Rechenschaft gezogen. Im Gegensatz zu Auschwitz waren sie 1945 bereits aufgelöst: Die meisten Akten waren vernichtet, die Täter schwiegen oder logen. Vor allem aber gab es kaum überlebende Zeugen der Verbrechen. Das Ende des Kriegs erlebten rund 70 Menschen, die aus Treblinka, und 62, die aus Sobibor während der Aufstände geflohen waren. Belzec jedoch überlebten von insgesamt rund 500000 Opfern nur drei Menschen – Chaim Hirszman, Izrael Szapiro und Rudolf Reder. ●

Literatur

Markus Roth, *Die 101 wichtigsten Fragen – Holocaust*. München 2021.

Stephan Lehnstaedt, *Der Kern des Holocaust*. Belzec, Sobibor, Treblinka und die Aktion Reinhardt. München 2017.



DR. MARKUS ROTH
geb. 1972, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fritz Bauer Institut in Frankfurt am Main.

Mutiges Aufbäumen

Die deutsche Besatzungszeit in Polen war geprägt von zwei Widerstandsereignissen. Am 19. April 1943 kam es zum Aufstand im Warschauer Ghetto, und am 1. August 1944 startete die polnische Untergrundarmee einen militärischen Gegenschlag. Die Erhebungen scheiterten, zeugen aber vom ungeheuren Mut der Beteiligten.

Der deutsche Überfall auf Polen im September 1939 versetzte die polnische Gesellschaft in einen Schockzustand. Das lag nicht nur an der Brutalität von Wehrmacht, SS und Polizeikräften. Die polnische Bevölkerung war erschüttert, dass Großbritannien und Frankreich Polen trotz der nur wenige Monate alten Beistandsversprechen im Stich ließen und nicht aktiv in den Krieg eingriffen.

Kurz nach dieser Desillusionierung kam schon der nächste Schlag: Am 5. September 1939 verließ die polnische Regierung Hals über Kopf Warschau und zog sich zunächst nach Ostgalizien zurück. Als am 17. September mit dem Einmarsch der sowjetischen Armee in die ostpolnischen Landesteile der totale Zusammenbruch der Republik absehbar war, flohen die Mitglieder der Regierung über Rumänien nach Frankreich.

Im Pariser Exil führten Staatspräsident Władysław Raczkiewicz und Premierminister Władysław Sikorski, der im November zusätzlich Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte wurde, die Regierung. In ihr waren Repräsentanten aller wichtigen Parteien vertreten. Unterdessen hatten das Deutsche Reich und die Sowjetunion am 28. September in einem Abkommen die Teilung Polens besiegelt, nach den drei Teilungen des 18. und 19. Jahrhunderts nunmehr die vierte. Der polnische Staat, so wollten es beide Besatzer, solle für immer von der Landkarte verschwinden.

Exilregierung und polnischer Untergrund

Die Exilregierung und der Untergrund im Land arbeiteten dem nach Kräften entgegen. Die Regierung vertrat als anerkannte Verbündete der Alliierten die polnischen Interessen nach außen und versuchte, den Kontakt mit dem besetzten Polen zu halten und den Untergrund dort aufzubauen. Durch die deutsche Offensive im Westen war sie im Frühjahr 1940 gezwungen, von Frankreich nach London zu fliehen. Die Verbindung zum Untergrund im Land hielt man über ein Netz von Kurieren, was den Kontakt allerdings zeitraubend und anfällig gestaltete.

Die Handlungsspielräume der Bevölkerung in Polen waren angesichts der vielfältigen Unterdrückungspolitik gering, besonders in den annektierten westpolnischen Gebieten. Die große Mehrheit der Polen versuchte, ein Stück Normalität zu wahren und zu überdauern.

Nur wenige kollaborierten offen mit den Besatzern, zumal deren rassistische Ideologie dafür nicht viele Anknüpfungspunkte bot. Der Wegfall der alten gesellschaftlichen Bindekräfte und der brutale Besatzungsterror versetzten die Menschen in einen dauernden Ausnahme- und Stresszustand. Dem versuchte der Untergrund entgegenzuwirken.

Schon früh bildeten sich Gruppierungen, die vielfältige Formen des Widerstands gegen die Besatzungspolitik organisierten. Vor allem der mit der polnischen Exilregierung verbundene Untergrund entwickelte ausgefeilte Strukturen mit einer Verwaltung, Gerichten und Exekutivkräften, die seit 1942 in der Heimatarmee organisiert waren.

Nach einer zunächst auf eine langfristige Vorbereitung eines Aufstands ausgerichteten Strategie ging man ange-



Premierminister und Oberbefehlshaber Władysław Sikorski inspiziert im Exil in Paris eine Einheit polnischer Soldaten (Foto von 1940).

Getty Images / Imperial War Museums



Getty Images / Universal History Archive / Universal Images Group



sichts des eskalierenden deutschen Terrors 1942/43 zu einer aktiven und sofortigen Bekämpfung der deutschen Besatzer und ihrer Politik über. Vor allem das System mit der Ausbeutung der Landwirtschaft und der Zwangsarbeiterrekrutierung als zentralen Elementen deutschen Terrors geriet in das Visier der Widerstandskämpfer. Trotz zum Teil empfindlicher Störungen der Besatzungspolitik durch Widerstandsaktionen funktionierte der Repressions- und Ausbeutungsapparat aber bis zuletzt.

Zu den stärksten Verbänden – neben denen der Exilregierung – gehörten die Bauernbataillone, die von der Volkspartei aufgestellt wurden. Sie waren vor allem auf dem Land stark vertreten und sahen ihre Aufgabe im Schutz der Landbevölkerung vor Verfolgung und Ausbeutung.

Die Kommunistische Partei Polens stellte im Januar 1942 eine militärische Untergrundorganisation auf, die Volksgarde. Sie führte einen Partisanenkrieg gegen die deutschen Sicherheitskräfte, versuchte, Transportwege zu stören, und vollzog Racheakte. 1944 ging sie in der Volksarmee auf.

Auf Seiten der nationalistischen Rechten entstanden 1942 die Nationalen Streitkräfte durch den Zusammenschluss mehrerer schon bestehender Untergrundgruppierungen. Vor allem die Bauernbataillone und die Volksgarde waren sehr viel früher zu bewaffneten Aktionen gegen die Besatzer übergegangen als die Heimatarmee.

Seine besondere Bedeutung gewann der Widerstand durch seine Kontrollfunktion in der zutiefst traumatisierten Gesellschaft und durch Aktivitäten, die den Selbstbehauptungswillen der Bevölkerung stärken sollten.

Ein zentrales Ziel der Besatzer war es, Polen für immer von der Landkarte verschwinden zu lassen. Wie an anderer Stelle bereits beschrieben, ermordeten SS-Männer und Polizisten daher Zehntausende Angehörige der Elite – Lehrer, Priester, Juristen, Politiker und andere –, um den polnischen Nationalgedanken für immer auszulöschen. Die

Mitglieder der Jüdischen Kampforganisation werden gefangen genommen, nachdem sie am bewaffneten Aufstand im Warschauer Ghetto teilgenommen hatten. Die Frau im Bild rechts ist Małka Zdrojewicz. Sie überlebte die Haft im Lager Majdanek und wanderte 1946 nach Palästina aus.

Universitäten wurden geschlossen, höhere Schulbildung war für Polen nicht mehr vorgesehen.

Dagegen arbeitete der zivile Widerstand, indem er ein umfassendes Bildungswesen im Untergrund organisierte, das im Europa des Zweiten Weltkriegs einmalig war. 86 000 Schülerinnen und Schüler besuchten 1942/43 geheime Schulen und wurden von 5000 Lehrkräften unterrichtet. 6300 Studierende besuchten die Untergrunduniversitäten, 670 jährlich schlossen ihr Studium ab, 40 wurden promoviert, 19 habilitiert.

Daneben war es wichtig, die polnische Bevölkerung über den Kriegsverlauf und aktuelle politische Entwicklungen zu informieren. Eine vielfältige Untergrundpresse schuf eine Gegenöffentlichkeit zur NS-Propaganda, hatte die polnische Bevölkerung doch unmittelbar nach der deutschen Besetzung alle Radiogeräte abliefern müssen.

Die Zahl der Untergrundblätter stieg im Lauf der deutschen Besatzungsherrschaft an: 1940 waren es 241, vier Jahre später bereits über 600. Zunehmend verhängten Untergrundgerichte Todesurteile gegen Kollaborateure und deutsche Funktionäre. Über deren Vollstreckung wurde wiederum zur Abschreckung in der konspirativen Presse berichtet. Der Widerstand demonstrierte so seine Schlagkraft – der

Besatzungsgesellschaft wie den deutschen Besatzern gegenüber.

Die polnischen Juden traf es besonders hart

Die Lage der jüdischen Polen unterschied sich erheblich von der der übrigen Bevölkerung des besetzten Landes. Juden bot sich kein Ausweg, die deutschen Besatzer verfolgten sie unabhängig von ihrem Verhalten, einzig, weil sie Juden waren, und strebten ihre vollständige Vernichtung an (siehe Artikel Seite 28).

Litt bereits die christliche polnische Bevölkerung unter Unterdrückung, kargen Lebensmittelrationen und anderem mehr, traf dies die polnischen Juden noch einmal erheblich härter. Ihre Rationen waren geringer, und sie wurden mehr und mehr vom Rest der Bevölkerung in Ghettos isoliert. Und dennoch hat es von Beginn an auch einen organisierten Widerstand der polnischen Juden gegeben.

Wie die christliche Bevölkerung war auch die jüdische gespalten – politisch, religiös und sozial. Daran änderte auch der Verfolgungsdruck zunächst



AKG / TT News Agency / SVT

Oben: gefangene polnische Widerstandskämpfer. Die Aktionen der Untergrundarmee brachten das Besatzungsregime nie wirklich in Bedrängnis.



AKG / IAM / World History Archive

Im streng bewachten Warschauer Ghetto lebten zeitweise fast eine halbe Million Juden. Dem jüdischen Widerstand fehlte es an Waffen.

nichts. Seit Beginn der Besetzung waren alle jüdischen politischen Organisationen aufgelöst und ihre Presseorgane verboten; politische Arbeit war nur noch im Untergrund möglich.

Im Zentrum der Untergrundarbeit standen die soziale und kulturelle Arbeit sowie die Herausgabe von Zeitungen. Ihre Tätigkeit setzten alle Untergrundorganisationen auch nach Errichtung des Warschauer Ghettos im November 1940 fort, freilich unter erheblich erschwerten Bedingungen.

Mit der Verschärfung der Verfolgung und der schließlich 1942 einsetzenden systematischen Ermordung der Juden erhöhte sich der Handlungsdruck extrem. Die politische Spaltung und das Fehlen von Waffen waren die wohl größten Hindernisse für einen bewaffneten Kampf.

Die innere Zersplitterung konnte aus eigener Kraft überwunden werden. Denn nachdem die Deutschen vom 22. Juli bis zum 24. September 1942 250 000 bis 300 000 Juden aus Warschau in das Vernichtungslager Treblinka deportiert und dort ermordet hatten, gelang im Oktober 1942 mit der Gründung der Jüdischen Kampforganisation der Durchbruch. Auch wollten sich nun mehr junge Leute dem Widerstand anschließen und Rache für ihre ermordeten Familien üben.

Das Problem der Waffen jedoch blieb bestehen. Der polnische Untergrund wollte nichts liefern – er hatte selbst zu wenige Waffen, außerdem traute man den Juden keinen Kampf zu, und generell stand vielfach Antisemitismus dem im Weg.

Doch jüdischer Widerstand hing nicht allein an Waffen. Eine Gruppe um den Historiker Emanuel Ringelblum etwa hatte sich der Aufgabe verschrieben, das Leben der Menschen, ihr Leiden und Sterben, ihre Selbstbehauptung in einem Untergrundarchiv zu dokumentieren. Dies war gerichtet an die freie Welt, Berichte wurden nach draußen geschmuggelt. So sollte die Welt zum Eingreifen bewegt werden; insofern war diese Dokumentationsarbeit konkrete Widerstandsarbeit.

Sie war es noch in einem weiteren Sinn, denn Ringelblum und den anderen ging es auch darum, die Deutungs-
hoheit über ihr eigenes Leben nicht den Nationalsozialisten zu überlassen, die eine totale Auslöschung anstrebten, sondern der Nachwelt aus eigener Feder ein Bild zu vermitteln. Damit war die Hoffnung verbunden, von der Ringelblum im Frühjahr 1944 in einem Brief an einen Freund schrieb: „Falls keiner von uns überlebt, soll wenigstens das bleiben.“



BPK / Alfred Kiss

Die Menschen in den Ghettos im besetzten Polen waren bestrebt, auch unter den widrigsten Umständen ihre Kultur am Leben zu erhalten. Hier eine Chanukka-Feier im Ghetto von Łódź (vermutlich 1939).

Eine andere Form des Widerstands war es, sich der Ermordung zu entziehen. Nach den Deportationen bereiteten viele Menschen im Ghetto Verstecke vor, andere versuchten, ihre Flucht aus dem Ghetto zu organisieren.

Ende Dezember 1942 schließlich erreichte eine erste Waffenlieferung der Heimatarmee das Ghetto. Es war höchste Zeit: Für den 18. Januar 1943 hatte Himmler den Befehl an SS und Polizei ausgegeben, das Warschauer Ghetto zu „räumen“. Arbeitskräfte würden in Lager der Region Lublin kommen, die übrigen zur Ermordung nach Treblinka.

Nun aber wehrten sich jüdische Kampfgruppen und schossen auf die ins Ghetto vordringenden Deutschen. Dabei gelang es zwar einige Über-

raschungserfolge, dennoch deportierten die Deutschen bis zum 21. Januar 5000 Menschen nach Treblinka und töteten 1200 im Ghetto selbst.

Ihr eigentliches Ziel freilich erreichten SS und Polizei nicht. Die Euphorie nach diesem „kleinen Aufstand“ war im Ghetto riesig, hatte man doch erstmals die Deutschen zurückdrängen können. Und noch etwas Elementares bewirkte dieser Widerstandsakt. Der

Unter dem Kommando von Jürgen Stroop (Bildmitte) brannte die SS nach dem Aufstand das Ghetto Haus für Haus nieder.



Getty Images / Universal History Archive / Universal Images Group

polnische Untergrund war nun bereit, Waffen zu liefern. Bis Mitte April 1943 schließlich hatte jedes der rund 500 Mitglieder der Jüdischen Kampforganisation eine Waffe.

Als SS und Polizei am 19. April 1943 mit der Räumung des Ghettos begannen, erhoben sich die nun zumindest notdürftig bewaffneten jüdischen Kämpferinnen und Kämpfer. Am ersten Aufstandstag gelang es Kampfgruppen, erneut die SS-Truppen zurückzudrängen und ihnen empfindliche Verluste zuzufügen. Auch in den folgenden Tagen kam es immer wieder zu vereinzelt direkten Kämpfen, die Übermacht der SS und deren ungehemmte Brutalität machten sich aber schnell bemerkbar und zwangen die Jüdische Kampforganisation zu einem Strategiewechsel.

Jürgen Stroop, der das Kommando von SS und Polizei führte, ordnete das systematische Niederbrennen der Häuser im Ghettogebiet an, um so die Menschen zum Verlassen ihrer Verstecke zu zwingen und dem Widerstand die Rückzugsmöglichkeiten zu nehmen. Nun waren die jüdischen Kämpfer gezwungen, aus den Bunkern heraus zu kämpfen.

Die Widerstandskämpfer wurden immer weiter in die Defensive zurück-

gedrängt und das Ghetto systematisch Haus für Haus zerstört. Die deutschen SS-Männer und Polizisten ermordeten rund 7000 Menschen sofort, weitere 7000 deportierten sie nach Treblinka, und die übrigen rund 36 000 Menschen verschleppten sie in Arbeitslager in der Region Lublin.

Am 16. Mai endete der Aufstand mit der Sprengung der Großen Synagoge; vereinzelt Kämpfe gab es in den folgenden Wochen jedoch immer wieder. Die genaue Zahl der getöteten Deutschen ist nicht bekannt, lag wahrscheinlich aber unter 80. Mehrere hundert wurden verwundet.

Die außerhalb des Ghettos lebenden Mitglieder des jüdischen Unter-

Kämpfer der polnischen Untergrundarmee während des Warschauer Aufstands im Sommer 1944. Die Hilfe der heranrückenden Roten Armee kam zu spät.

grunds, die dort als Verbindungsleute zum nicht-jüdischen Widerstand oder als Kurier lebten, mussten dem Geschehen weitgehend hilflos zuschauen. Ende April entschied das Kommando der Kampforganisation, als Partisanen in die Wälder zu gehen. In einer spektakulären Aktion gelang es Tage später, am 8. oder 9. Mai, Kämpfer durch die Kanalisation aus dem Ghetto zu schleusen und in Sicherheit zu bringen. Sie schlossen sich meist Partisanen an und nahmen vielfach am Warschauer Aufstand gut ein Jahr später teil.

Der militärische Schlag der Untergrundarmee folgt 1944

Für den nicht-jüdischen Widerstand kam der Aufstand im Ghetto zu früh. Die Heimatarmee verfolgte die Strategie, mit einem großen nationalen Aufstand die Hauptstadt Warschau zu befreien, um dann die Rote Armee gewissermaßen als Herr im eigenen Haus begrüßen zu können. Letztlich ging es also um die Entscheidung darüber, wer Polen nach der Befreiung von den Deutschen regieren sollte. Hierfür war es im Frühjahr 1943 angesichts der Kriegslage viel zu früh. Im Sommer 1944 jedoch, die Rote Armee hatte Teile Ostpolens bereits befreit und drang in die Warschauer Stadtteile östlich der Weichsel vor, wurde es höchste Zeit.



Getty Images / Photo 12 / Universal Images Group



Mitglieder der polnischen Untergrundarmee marschieren in Gefangenschaft. Dieses Bild der NS-Propaganda erschien in der „Berliner Illustrierten Zeitung“.

Getty Images / Ullstein Bild / Foto: Heinrich Hoffmann

Am 1. August 1944 schließlich begann die Heimatarmee den Warschauer Aufstand. Zwar konnten anfangs große Teile der Stadt, vor allem Wohngebiete, besetzt werden, die Angriffe auf strategisch wichtige Gebäude und den Flughafen misslangen jedoch und führten zu hohen Verlusten der Heimatarmee. Auch die Hauptverkehrsadern blieben unter deutscher Kontrolle, die Kommunikation ungestört, so dass eine Verstärkung der deutschen Verbände von außen problemlos möglich war.

Himmler ergriff die Gelegenheit, um alte Pläne zur Auslöschung Warschaus zu reaktivieren. Er befahl Erich von dem Bach-Zelewski, dem Chef der sogenannten Bandenkampfverbände, alle Aufständischen zu töten, die Zivilisten „niederzumachen“ und die Stadt einzuebnen.

Einen Teil Warschaus hatten SS und Polizei schon bei der Niederschlagung des Ghetto-Aufstands im Frühjahr 1943 systematisch eingeebnet. Und auch diesmal kannten SS, Polizei und Wehrmacht kaum Hemmungen. Terror als Reaktionsmuster hatten sie schließlich über Jahre eingeübt und verinnerlicht. Dieser traf zuallererst die Zivilbevölkerung.

Traurige Berühmtheit erlangte in Polen das Massaker an der Bevölkerung im Stadtteil Wola. In der ersten Augushälfte 1944 ermordeten Angehörige der „Kampfgruppe Reinefarth“ 30 000 bis 40 000 Menschen, darunter viele Kinder und Alte. Heinz Reinefarth, der als SS-Gruppenführer die Verbände befehligte und später von 1951 bis 1964 als Bürgermeister von Westerland auf Sylt reüssierte, klagte gegenüber seinen Vorgesetzten: „Habe weniger Munition als Gefangene.“ Er könne daher nicht wie befohlen alle

Zivilisten erschießen. In Deutschland ist dieses Massenverbrechen bis heute weitgehend unbekannt.

Insgesamt wurden 150 000 bis 200 000 Zivilisten im Lauf des Aufstands getötet. 350 000 Warschauer mussten während des Aufstands oder nach der Kapitulation die Stadt verlassen, kamen zeitweise in das Durchgangslager Pruszków und wurden über das besetzte Polen verteilt. 90 000 Menschen verschleppte man zur Zwangsarbeit nach Deutschland, und 60 000 wurden in Konzentrationslager wie Auschwitz deportiert.

Anschließend ging ein Trupp unter dem Kommando von SS- und Polizeiführer Paul Otto Geibel an die systematische Zerstörung des Gebiets westlich der Weichsel. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf der Zerstörung von Museen, Archiven und Bibliotheken, bargen sie doch gewissermaßen das Gedächtnis der polnischen Nation, das damit ausgelöscht werden sollte.

Nach langem Zuschauen vom anderen Weichselufer aus und einigen



Getty Images / Roger Viollet

Im Zuge der Niederschlagung der beiden Aufstände zerstörten die deutschen Besatzer Warschau nahezu komplett. Hier die Ruinen des ehemaligen Ghettos.

eher symbolischen Luftangriffen gelang der Roten Armee schließlich am 17. Januar 1945 der Einmarsch in die Stadt, die nun westlich der Weichsel praktisch vollständig zerstört und fast menschenleer war. Die Befreiung von der deutschen Terrorherrschaft erlebten viele Polen allerdings nicht nur als das Ende einer Besatzung, sondern als den Beginn einer neuen mit ihren eigenen Formen der Verfolgung und Gewalt. ●

Literatur

Markus Roth/Andrea Löw, *Das Warschauer Ghetto. Alltag und Widerstand im Angesicht der Vernichtung*. München 2013.
Hans-Jürgen Bömelburg, *Der Warschauer Aufstand 1944. Ereignis und Wahrnehmung in Polen und Deutschland*. Paderborn/München/Wien/Zürich 2011.

„Wir vergeben und bitten um Vergebung“

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen haben die deutsch-polnischen Beziehungen über Jahrzehnte geprägt. Auch heute noch ist dieses sensible Thema in Polen von großem öffentlichem und politischem Interesse.

Zwischen 1939 und 1945 durchlebte Polen die tragische Erfahrung einer doppelten Aggression und Besatzung: durch Deutschland, aber auch durch die UdSSR. In vielen Familien ist die Erinnerung an die Kriegserlebnisse noch wach, vor allem an den Verlust von Angehörigen, aber auch des eigenen Besitzes und der Heimat durch die Grenzverschiebungen. Die offizielle Gedenkpoltik Polens hat oft Bezug auf diese Ereignisse genommen, sowohl auf nationaler als auch auf lokaler Ebene.

Polen, Hitlers erstes Opfer, erlitt enorme menschliche und materielle Verluste. Rund sechs Millionen Bürger starben, darunter etwa drei Millionen mit jüdischer Herkunft. Viele Städte und Dörfer wurden zerstört. Millionen Polen waren von Deutschland – Hunderttausende von der UdSSR – zur Sklavenarbeit verschleppt worden.

Die Kleinstadt Wieluń, die zu Beginn des Krieges von der Luftwaffe zerbombt wurde, und die polnische Hauptstadt Warschau, die deutsche Truppen nach der Niederschlagung des Aufstandes 1944 dem Erdboden gleichmachten, sind Symbole der deutschen Gewaltherrschaft.

Nach dem Krieg verlor Polen etwa die Hälfte seines Vorkriegsterritoriums, da die von Moskau im Einvernehmen mit Hitler im September 1939 annektierten Gebiete im Osten auch nach 1945 bei der Sowjetunion blieben. Im Gegenzug erhielt Polen die ehemaligen deutschen Gebiete östlich der Oder und der Lausitzer Neiße zugesprochen.

Die Verschiebung Polens auf der Landkarte von Ost nach West bewirkte auch eine Veränderung der nationalen und ethnischen Verhältnisse; unter anderem wurden mehr als 3,5 Millionen Deutsche aus den neuen Gebieten vertrieben. Polen entwickelte sich zu einem national homogenen Staat mit wenigen kleineren Minderheiten.

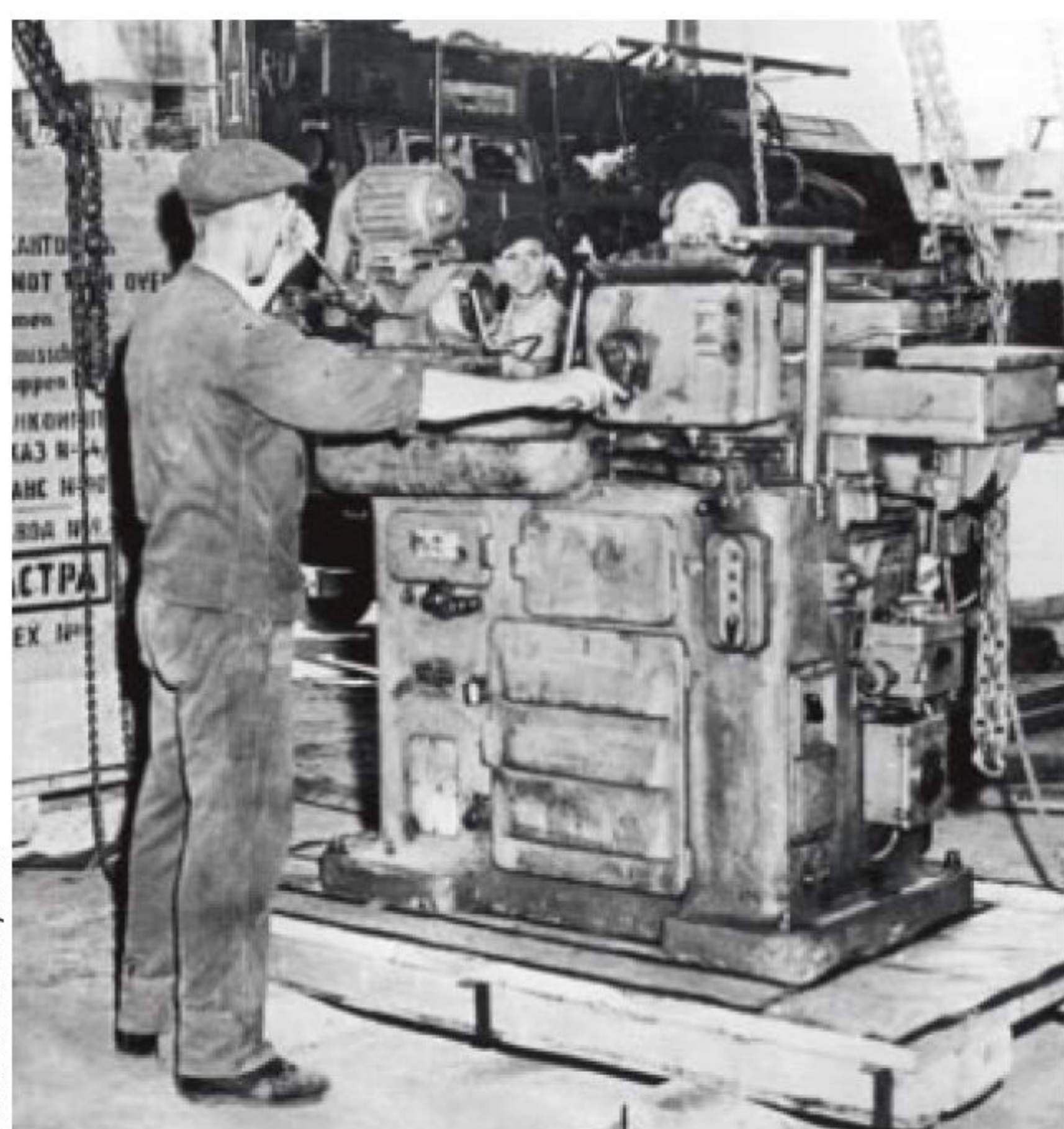
Die Siegermächte legen die Reparationen fest

Bei ihrem Treffen in Potsdam (Juli/August 1945) legten die Siegermächte ihre Reparationsforderungen fest. Dies war ein kritischer Moment mit weitreichenden Folgen. Die Verpflichtungen Deutschlands wurden in zwei Teile aufgeteilt: die „Westmasse“ und die „Ostmasse“. Der Wert wurde jeweils auf zehn Milliarden Dollar geschätzt. Der Sowjetunion, die die meisten Verluste erlitten hatte, gestand man den größten Teil zu. Warschau sollte Reparationen aus dem der UdSSR zugewiesenen Anteil erhalten.

Mitte August 1945 unterzeichnete Polen ein entsprechendes Abkommen mit der UdSSR. Warschau sollte 15 Prozent der aus der sowjetischen Besatzungszone (später DDR) gelieferten Werte und den gleichen Betrag des Moskau zugewiesenen Anteils aus den Zonen der Westalliierten erhalten.

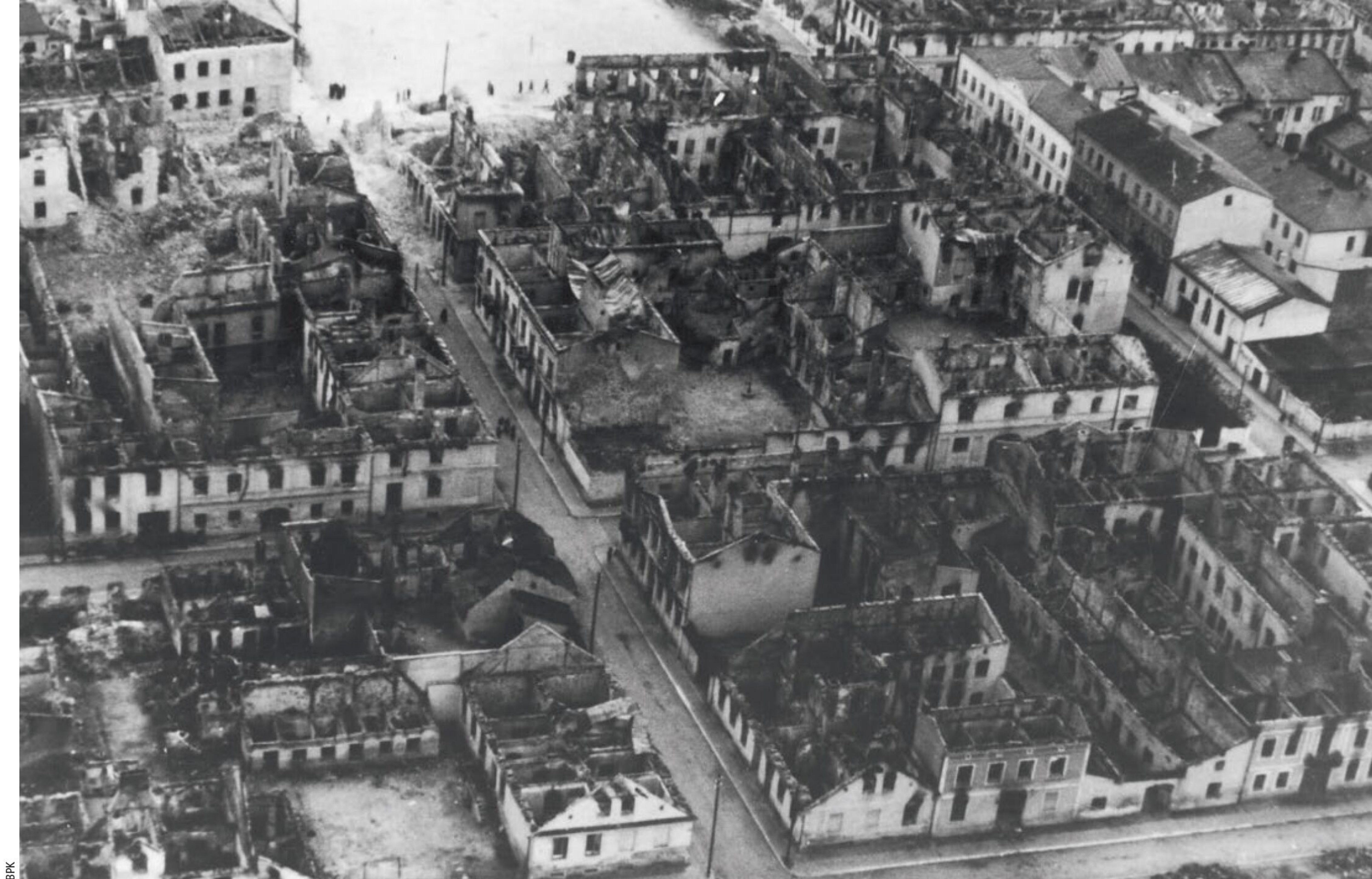
Ausgenommen von der Erhebung der Reparationen waren die jetzt polnischen ehemaligen deutschen Ostgebiete (wo jedoch die Abfuhr von materiellen Werten bereits seit Kriegsende im Gang war). Im Gegenzug verpflichtete sich Polen, Kohle zu Vorzugspreisen an die UdSSR abzugeben.

Der Kohlen-Export zu diesen Bedingungen erwies sich als höchst unrentabel und stellte für Polen eine große wirtschaftliche Belastung dar. Als sich die Möglichkeit bot, aus dem Abkommen mit der Sowjetunion auszusteigen – und somit auch auf den Rest der Reparationen zu verzichten –, tat dies Polen im Jahr 1953. Vier Jahre später regelte ein weiterer Vertrag zwischen Polen und der UdSSR die Reparationsfrage endgültig: Von den mehr als drei Milliarden US-Dollar, die die UdSSR bis 1953 insgesamt einzog, hatte Polen letztlich Anspruch auf 231 Millionen US-Dollar, das heißt etwa 7,5 Prozent der Gesamtsumme.



Die Reparationsforderungen wurden durch den Abtransport von industriellen Anlagen geleistet. Hier bei der Firma Kugelfischer in Schweinfurt.

Picture Alliance / DPA



BPK

Die ersten Stunden des Angriffs auf Polen am 1. September 1939 offenbarten gleich die ganze Brutalität des Feldzugs. Deutsche Sturzkampfbomber legten die Ortschaft Wieluń in Schutt und Asche. Opfer unter der Zivilbevölkerung wurden bewusst in Kauf genommen.

Die darauffolgenden polnischen Regierungen betrachteten die Reparationsfrage auf staatlicher Ebene damit als abgeschlossen. In den Beziehungen Polens zu Deutschland (seit 1949 mit der DDR und der BRD) stand seit Kriegsende ohnehin die Anerkennung der neuen polnischen Westgrenze im Vordergrund.

Nach 1956 ging es nur noch darum, von der Bundesrepublik (die DDR betrachtete sich nicht als Rechtsnachfolgerin des NS-Staates) eine Entschädigung für einen Teil der direkt betroffenen polnischen Bürger zu erhalten. Die Ersten, die eine Entschädigung erhielten, waren die Opfer der verbrecherischen medizinischen Experimente in den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Erst mit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Polen und der BRD im Jahr 1972 wurden die Zahlungen auf weitere Gruppen ausgedehnt.

Den Höhepunkt erreichten die Entschädigungen in den 1990er Jahren, als Leistungen für Zwangsarbeiter durchgesetzt wurden. Dennoch blieben viele Opfer des NS-Staates, die den Krieg überlebt hatten und damals die entsprechenden politischen Entscheidungen mitverfolgten, unberücksichtigt.

Im Zeichen der Konfrontation zwischen West und Ost

Das Verhältnis Polens zu Deutschland in den 1940er bis 1960er Jahren war durch die Ost-West-Konfrontation des „Kalten Kriegs“ geprägt. Mit der Bildung der beiden Staaten, der DDR und der BRD, verschärfte sich diese. Der angekündigte Friedensvertrag mit Deutschland kam nie zustande. Polen unterhielt in den folgenden 20 Jahren nur zur DDR offizielle Beziehungen. 1950 unterzeichneten die beiden Staaten das „Görlitzer Abkommen“, in dem die Grenze an Oder und Lausitzer Neiße als polnisch-deutsche Grenze anerkannt wurde.

Die Infragestellung der Rechtmäßigkeit der neuen polnischen Westgrenze durch die Bundesrepublik Deutschland sowie die politische Tätigkeit der deutschen Vertriebenen waren aus Sicht der polnischen Machthaber ein ständiges Ärgernis. Mit Sorge betrachteten die Kommunisten auch das westdeutsche Wirtschaftswunder und die Wiedererlangung von Einfluss seitens Deutschlands auf dem europäischen Parkett.

Die polnische Öffentlichkeit wurde in einer verzerrten Weise über all diese Entwicklungen informiert. Die anti-(west)deutsche Propaganda sollte zum Zusammenhalt von Gesellschaft und Machthabern führen; Grundlage war dabei das Schüren der Angst vor einer möglichen zukünftigen Aggression aus dem Westen.

Die BRD lehnte es entsprechend der 1955 verkündeten „Hallstein-Doktrin“ ab, völkerrechtliche Beziehungen mit

Ländern aufzunehmen, die die DDR als eigenständigen Staat anerkannten. Schon deswegen war eine diplomatische Annäherung an Polen unmöglich. Zudem wurde die neue Grenze auch noch ein Jahrzehnt nach dem Krieg von vielen Deutschen abgelehnt.

Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik

In den 1960er Jahren begann in der westdeutschen Gesellschaft der Prozess der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, nicht zuletzt aufgrund des Frankfurter Auschwitz-Prozesses (1963–1965). In diesem Zusammenhang gab es Forderungen, man müsse Beziehungen zu Polen aufbauen und die neue Grenze akzeptieren.

In Polen sorgte wiederum ein Brief der Bischöfe an die deutschen Amtsbrüder im Jahr 1965 für Bewegung. Die Bischöfe formulierten einen Satz von großer symbolischer Kraft: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Viele polnische Katholiken waren darüber empört. Der damalige Mut der Bischöfe ebnete allerdings den Weg für einen allmählichen Gesinnungswandel.

Als Willy Brandt (SPD) 1969 das Kanzleramt übernahm, ermöglichte dies die Verwirklichung seiner Ideen von „Neuer Ostpolitik“. Sein Besuch in Warschau im Dezember 1970 und die Unterzeichnung eines Normalisierungsvertrags markierten Schritte einer beginnenden Verbesserung.

Der Kniefall Brandts vor dem Denkmal der Helden des Ghetto-Aufstands ging in die Geschichte ein. Ein Teil der deutschen Bevölkerung lehnte diese Geste jedoch ab: Noch war der Gedanke an Versöhnung nicht in der Breite angekommen. Die polnischen Machthaber versuchten ferner, das Ereignis zu verheimlichen, da es der Propagandabotschaft, Deutschland lehne die Verantwortung für die NS-Zeit ab, zuwiderlief.

Die Unterzeichnung des Normalisierungsvertrags ermöglichte die Entwicklung der bilateralen Beziehungen auf verschiedenen Ebenen. So wurde etwa zur Überarbeitung der Schulbücher in beiden Ländern 1972 eine gemeinsame Schulbuchkommission eingerichtet.

Die Aufnahme der Beziehungen zwischen Warschau und Bonn blieb von den DDR-Machthabern nicht unbemerkt, die über die Annäherung besorgt waren. Im Januar 1972 wurden die Reisemöglichkeiten zwischen Polen und der DDR stark ausgeweitet.

In den 1980er Jahren kam es auf offizieller Ebene zu einem Rückschritt. Die ersten Jahre waren geprägt von der Verhängung des Kriegsrechts und der

Repression der polnischen Machthaber gegen die Solidarność-Opposition. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen kühlten erheblich ab.

Auch das Verhältnis zu Ost-Berlin verschlechterte sich. Warschau wurde Untätigkeit vorgeworfen und die So-



BPK / Horst E. Schulze

1969 erinnerten Polen und die DDR mit einem Festakt an das „Görlitzer Abkommen“ von 1950, mit dem die DDR die Oder-Neiße-Grenze anerkannt hatte.

wjetunion seitens der DDR aufgefordert, die „polnischen Konterrevolution“ zu bekämpfen.

Die westdeutsche Zivilgesellschaft – und auch die der DDR – reagierte mit spontaner Hilfe für die Polen. Zudem wurden politische Emigranten unterstützt.

Der eigentliche Durchbruch kam 1989/90 mit dem Fall des Kommunismus und dem Ende der sowjetischen Vorherrschaft in Ostmitteleuropa. In Polen wurde unter dem Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki (Solidarność, 1989/90) die erste nicht von Kommunisten geführte Regierung seit 1945 gebildet.



Getty Images / Bettmann

Mit seinem Kniefall vor dem Denkmal der Helden des Ghetto-Aufstands überraschte Bundeskanzler Willy Brandt nicht nur die Polen – auch in Deutschland waren viele verwundert.

In dieser Atmosphäre reiste der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU, 1982–1998) im November 1989 nach Polen. Im niederschlesischen Krzyżowa (Kreisau), das einst der Familie von Helmuth James von Moltke gehört hatte, der für seine Beteiligung an der Widerstandsgruppe „Kreisauer Kreis“ im Januar 1945 von den Nationalsozialisten hingerichtet wurde, fand ein ökumenischer Gottesdienst statt. Bei dieser Gelegenheit umarmten sich die beiden Regierungschefs herzlich.



Picture Alliance / Konrad Giehr

Endgültige Festlegung der Grenze zwischen beiden Ländern

Am 14. November 1990 schlossen Polen und Deutschland einen Grenzvertrag, und am 17. Juni 1991 wurde der Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit unterzeichnet. Dieser Vertrag klärte viele Fragen, darunter den Status der deutschen Minderheit und des deutschen Erbes in Polen. Berlin unterstützte Warschau in seinen Bemühungen, sich den westlichen Strukturen (EU, NATO) anzuschließen.

Um die Jahrhundertwende zeigten sich die ersten Dissonanzen. So sorgten die Reden der Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach, an der Weichsel für Kontroversen. Zudem lösten im Jahr 2004 die Forderungen einiger Vertriebenen nach Entschädigung für verlorenes Eigen-

tum in Polen eine Welle der Empörung aus. Beruhigt wurde die Situation durch den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD, 1998–2005), der betonte, die Bundesregierung werde solchen Forderungen entgegentreten. Im August 2004 sagt er in Warschau: „Wir Deutschen wissen sehr wohl, wer den Krieg angefangen hat, und wer seine ersten Opfer waren.“

Eine weitere Krise in den deutsch-polnischen Beziehungen gab es zwischen 2005 und 2007, diesmal war ein Rechtsruck in Polen die Ursache – die erste Regierung der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) kam an die Macht. Die führenden Politiker dieser Formation, Präsident Lech Kaczyński und sein Bruder Jarosław, distanzierten sich zunehmend von Deutschland und verfielen auf historische Ressentiments. Diese Phase endete mit dem Sieg der liberalen Opposition unter Führung der Bürgerplattform (PO) bei den Wahlen im Herbst 2007.

Polen und Deutsche verstärkten ihre Kontakte erneut, und es entstanden Projekte wie

Annäherung nach der Wendezeit: der polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und Bundeskanzler Helmut Kohl am 12. November 1989 in Kreisau (Krzyżowa).

Als in Polen das Kriegsrecht verhängt wurde, spendeten Menschen in der BRD (und der DDR) für Lebensmittellieferungen. Das Foto (1982) zeigt Helfer beim Packen von Kartons in Berlin.

das deutsch-polnische Schulbuch für Geschichte. Europäische Angelegenheiten spielten in den deutsch-polnischen Beziehungen eine immer wichtigere Rolle. Polen wurde zu einem bedeutenden Akteur auf europäischer Ebene. Es wuchs langsam aus seiner Rolle als Schützling Berlins heraus (wie auch immer man es betrachten mag, in vielerlei Hinsicht war es anfangs so).

Der damalige Präsident Bronisław Komorowski (Bürgerplattform, 2010–2015) sagte bei einem Besuch in Berlin im Jahr 2014: „Wir brauchen heute mehr denn je eine deutsch-polnische Verantwortungsgemeinschaft, eine Gemeinschaft für Europa, offen für alle Länder in der Europäischen Union und auf unserem gesamten Kontinent. Ich würde mir sehr wünschen, und ich bin mir sicher, wir alle hier in diesem Raum würden uns sehr wünschen, dass bei den nächsten Jahrestagen des Ausbruchs des Weltkrieges mit tiefer Überzeugung mehr gesagt werden kann, als die Gründerväter der Union gesagt haben. Wir alle würden uns wünschen, sagen zu können: Es gab kein Europa, wir hatten einen Krieg. Aber dank Europa und seiner Institutionen gibt es auf dem gesamten freien Kontinent keinen Krieg mehr.“

2015 kehrten in Polen die Rechten an die Macht zurück. Es wurde schnell



Picture Alliance / Martin Athenstädt

klar: Ihre Politik sollte von noch stärkeren antideutschen und antieuropäischen Tönen geprägt sein. Damit einher gingen Versuche, die Grundlagen der liberalen Demokratie zu schwächen, was jedoch öffentlichen Widerstand erzeugte.

Die PiS propagiert ihre Version der Geschichte

Die PiS begann, eine Geschichtspolitik voranzutreiben, die die bisherigen Bemühungen um Verständigung und Aussöhnung untergrub. Misserfolge auf der internationalen Bühne wurden mit vermeintlichen Angriffen eines „Feindes“ auf die souveräne Politik Warschaus erklärt.

Die Leitung wichtiger historischer Museen, darunter des 2017 eröffneten Museums des Zweiten Weltkrieges in Danzig, wurde ausgewechselt. Der Gründungsdirektor des Museums der Geschichte der polnischen Juden (POLIN) in Warschau wurde nicht wiedervernommen. Neue Museen und Institutionen, die sich mit Geschichte befassen, wie das Pilecki-Institut, wurden gegründet (seine Zweigstellen im Ausland, darunter in Berlin, eröffneten überraschend schnell). Das Institut des Nationalen Gedenkens erhielt eine neue Leitung und wurde der Geschichtspolitik der neuen Regierung völlig untergeordnet.

Die zugespitzte PiS-Rhetorik richtete sich vor allem an die eigene Wählerschaft. Die national-katholische Botschaft sollte eine neue polnische Identität erzeugen. Deutschland wurde zum Buhmann dieser Bestrebungen.

Auch die Frage der Reparationen setzte die PiS öffentlichkeitswirksam wieder auf die politische Agenda. Am 1. September 2022 legte eine parlamentarische Arbeitsgruppe ein Dokument vor mit dem Titel „Bericht über die Kriegsverluste, die Polen infolge der deutschen Aggression und Besatzung während des Zweiten Weltkrieges erlitten hat“.

Trotz der Einwände vieler Wissenschaftler und Diplomaten außerhalb der PiS-Partei gegenüber der Art und Weise, wie dieses Dokument erstellt wurde, sowie dem Sinn der Forderungen,



Den Besuch des Kabinetts der Merkel-Regierung im November 2018 in Warschau nahmen diese polnischen Demonstranten zum Anlass, um auf die damaligen Reparationsforderungen der PiS-Regierung aufmerksam zu machen.

gen, dem Umfang und der Rechtslage, kündigte die Regierung eine große diplomatische Kampagne an. Daraus wurde jedoch nichts. Im verbalen Gefecht um angebliche Billionen von Euro an Reparationen geriet die Möglichkeit, über Hilfen für die letzten lebenden Opfer des NS-Staates zu verhandeln, in Vergessenheit.

In Polen hat die lange Herrschaft der vereinigten Rechten verschiedene Personen und Institutionen, die am deutsch-polnischen Dialog beteiligt waren, in die Passivität gezwungen. Statt klar Stellung zu beziehen und das bisher Erreichte zu verteidigen, ging es für viele im Lauf der Zeit darum, sich auf die Seite der neuen Politik zu schlagen oder zumindest eine abweichende Haltung zu vermeiden.

Diese Phase wurde zum Test – vor allem auf polnischer, aber auch auf deutscher Seite –, wie nachhaltig das Bemühen um Annäherung zwischen den beiden Ländern in den jeweiligen Gesellschaften verankert ist.

Wie die Ergebnisse der Wahlen in Polen im Herbst 2023 zeigten, hat die ohne Maß und Verstand eingesetzte antideutsche Rhetorik, welche auch den Oppositionsführer Donald Tusk (PO) traf, der als Vasall Berlins bezeichnet wurde, am Ende nicht zur Fortsetzung der Herrschaft der Rechten beigetragen. Die PiS musste die Macht abgeben und hinterließ eine Vielzahl von Problemen, auch in der Außenpolitik.

Die neue Regierung, die in Polen und Europa großes Vertrauen genießt, sieht sich angesichts des Kriegs in der Ukraine und der wachsenden Bedrohung durch Russland mit

großen Herausforderungen konfrontiert.

Helfen könnte dabei die Erinnerung an die Versäumnisse der demokratischen Welt in den 1930er Jahren sowie das Bewusstsein für die verheerenden und langanhaltenden Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges. Schließlich ist der Frieden die wertvollste und am teuersten bezahlte Errungenschaft Europas seit 1945. ●

Literatur

Krzysztof Ruchniewicz/Jan Barcz (Hrsg.), *Ein historischer Akt. 30 Jahre Vertrag über die Bestätigung der deutsch-polnischen Grenze an Oder und Lausitzer Neiße*. Wrocław/Warszawa 2022.

Krzysztof Ruchniewicz/Jan Barcz (Hrsg.), *Ein symbolischer Akt. Deutsche Entschädigungsleistungen für die Opfer national-sozialistischer Verbrechen in Polen. Die „pragmatische Formel“ im Spiegel der Vereinbarungen der Jahre 1991 und 2000*. Wrocław/Warszawa 2023.

Krzysztof Ruchniewicz/Marek Zybura (Hrsg.), *Freya von Moltke, Christian Tröbst – Widerstand und Glaube. Ein Briefwechsel 1957–1959*. Göttingen 2024.

PROF. DR. KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ

geb. 1967, ist Professor an der Universität in Wrocław und Direktor des dortigen Willy-Brandt-Zentrums für Deutschland- und Europastudien.



Forschung

Als „Hofzwerg“ ein Amt war

Überall an Europas Fürstenhöfen bekleideten kleinwüchsige Menschen die Position von „Hofzwerge“. Was hatte es mit diesem Amt auf sich? Und wie lebten diese Menschen an den Höfen?

Im Herbst 1676 erreichte ein Brief der Stadt Braunau am Inn den Münchner Hof mit dem gut lesbaren Vermerk: „Herrn Georgen Wimberger Churfürstl[ichen] Cammerzwerg in München zu zustellen.“ Das war zunächst nichts Ungewöhnliches. Zudem war der Inhalt für den Empfänger erfreulich. Rat und Bürgermeister von Braunau informierten Georg Wimberger darüber, dass ihm ein Erbe zugefallen war, und baten ihn darum, die Summe unter seinen noch minderjährigen Geschwistern aufzuteilen.

Kleinwüchsige gehörten zur standesgemäßen Hofhaltung
Wie in München gab es zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert in ganz Europa sogenannte „Hof-“ oder „Kammerzwerg“. Die ältesten Belege für die Anwesenheit von kleinwüchsigen Menschen in Adels- und Fürstenhaushalten stammen aus dem 13. Jahrhundert, doch scheint das Phänomen erst in der frühen Neuzeit zu einer gesamteuropäischen Erscheinung geworden zu sein. Allein im Heiligen Römischen Reich lassen sich in diesem Zeitraum über 300 „Hofzwerge“ und „-zwerghinnen“ nachweisen.

Obwohl viele von ihnen selbstbewusst in der damaligen Adels- und Fürstengesellschaft verkehrten, sind ihre Namen heute größtenteils in Vergessenheit geraten. Lange galten „Hofzwerge“ Historikern als lächerlicher Auswuchs barocker Prachtentfaltung. Erst seit kurzem

interessiert sich neben der Kunstgeschichte auch die Körpergeschichte oder die „Disability History“, die sich mit Konstruktionen von Behinderung befasst, für das Thema.

In einer eigenen Studie wurde das Phänomen nun erstmals eingehend anhand ausgewählter deutscher Höfe untersucht und dabei sowohl nach der Bedeutung dieses Amtes für die Höfe als auch für die Kleinwüchsigen gefragt. Ziel der Dissertation war es, die Rolle von „Hofzwerge“ im Kontext der frühneuzeitlichen Hofkultur zu verstehen und zugleich zu analysieren, wie die Gesellschaft in dieser Zeit mit körperlicher Differenz umging.

Tatsächlich löst die Vorliebe von Fürsten für außergewöhnlich kleine Menschen bei heutigen Betrachtern zunächst Befremden aus. „Zwerge“, so der damals gebrauchte, heute zu Recht als abwertend empfundene Begriff, galten in der frühen Neuzeit als „Wunder der Natur“, die an magische Wesen und mythische Zwergvölker erinnerten und ebenso wie andere „lebendige Kuriositäten“ der Zurschaustellung von fürstlicher Macht und Status dienten.

Kleinwüchsige Menschen entsprachen dem in der Renaissance aufkommenden Interesse an allem Ungewöhnlichen und Exotischen und riefen gleichermaßen Faszination und Angst hervor. Wer sich mit „Zwerge“ umgab, zeigte sich als Herr über die Wunder der Welt. Zudem ließen

Kleinwüchsige einen Fürsten – anders als die zeitgleich beliebten „Hofriesen“ – in vorteilhafter Größe erscheinen. In den Kunst- und Wunderkammern des 16. und 17. Jahrhunderts sammelte man stolz die Bildnisse eigener und fremder „Hofzwerge“. Daneben wurden Agenten ausgeschiedt, um die begehrten Kleinwüchsigen an den Hof zu holen. Dort waren sie vor allem als Unterhalter oder als Spielgefährten für die Fürstenkinder beliebt.

Während Kleinwüchsige mit disproportionalen Körperformen, das heißt verkürzten Armen und Beinen, meist als komisch oder grotesk beschrieben wurden und nicht selten die Rolle des Hofnarren übernahmen, wurden Kleinwüchsige mit proportionierten Körperformen eher mit dem Kindlichen assoziiert und als seltene „Miniaturmenschen“ bewundert.

Berühmt ist etwa ein Auftritt bei der Hochzeit Wilhelms V. von Bayern mit Renata von Lothringen im Jahr 1568, als Erzherzog Ferdinand II. von Tirol seinen „Hofzwerg“ Thomele in voller Rüstung aus einer übergroßen Pastete klettern ließ. Allerdings sind öffentlichkeitswirksame Spektakel dieser Art nur ein Teil der Geschichte. Hofakten, Dienerbücher, Briefe und Testamente zeugen zugleich von einer erstaunlich privilegierten Stellung vieler „Hofzwerge“, die ihre Posi-

tion durchaus selbstbewusst zu einem gesellschaftlichen Aufstieg nutzen konnten.

Der aus einer westfälischen Beamtenfamilie stammende Johann Bernhard Heistermann etwa kam 1713 bereits als Kind in die Dienste der Herzogin Christine Louise von Blankenburg. Heistermann war der Sohn eines Detmolder Amtsschreibers und scheint bereits früh den lokalen Eliten seiner Heimatstadt aufgefallen zu sein. Vielleicht hatten



FAU KUNSTINVENTAR 358

Christiane Charlotte von Brandenburg-Ansbach im Kreis ihrer Hofdamen. Vorne links im Bild: Johann Bernhard von Heistermann (Ölgemälde von Johann Kupetzky, 1725).

ihn seine Eltern aber auch wie in anderen Fällen selbst an den Hof gebracht. Denn die von Kleinwüchsigen häufig übernommene Funktion von Kammerdienern, die wohl auch Heistermann am Hof der Herzogin von Blankenburg ausführte, schuf nicht nur

eine große persönliche Nähe zur Fürstenfamilie, sondern war meist auch mit umfassender Versorgung und dem Zugang zu Bildung verbunden.

„Kammerzwerge“ dienten in den persönlichen Gemächern (der „Kammer“), erhielten nicht selten eine reguläre Besoldung und verfügten zudem über eigene Diener, sogenannte Zwergendienerinnen und Zwergendiener. Darüber hinaus wurden „Kammerzwerge“, wie Hofrechnungen belegen, im Lesen und Schreiben und in der Religion, mitunter auch in Fremdsprachen sowie im Reiten, Tanzen und Fechten unterrichtet.

Heistermann gelingt ein außergewöhnlicher Aufstieg

Dass sich Johann Bernhard Heistermann durchaus als vollwertiger Höfling begriff, zeigt ein Brief, den er im September 1717 an Kaiser Karl VI. richtete. In einem kühnen Vorstoß fragte der Kleinwüchsige den Kaiser um nichts Geringeres als um eine Erhebung in den Adelsstand an: Schließlich hätten sich nicht nur bereits seine „Voreltern“ und sein Vater um „Nutzen und Bestand des Reiches“ verdient gemacht, auch er selbst habe „die gnad und ehre“, bereits seit über drei Jahren in Hofdiensten zu stehen.

Zwar scheint das Gesuch den Kaiser zunächst nicht überzeugt zu haben, doch ließ sich Heistermann davon nicht entmutigen. Nachdem er an den Hof der Markgräfin Christiane Charlotte von Brandenburg-Ansbach gewechselt und sich dort mit Unterstützung seiner Familie einem Jura-Studium gewidmet hatte, versuchte er es elf Jahre später erneut.

Statt sich wieder auf seinen Vater zu berufen, der als Amtschreiber eine vergleichsweise niedrige Stellung innehatte, verwies Heistermann nun auf eine frühere adlige Seitenlinie der Familie Heistermann – mit Erfolg. Im Juli 1728 wurde Heistermann mit dem Titel „von“ in den rittermäßigen Adelsstand erhoben und durfte das alte Familienwappen weiterführen. Seit 1747 diente er offiziell als Hofrat in Ansbach, 1757 verlieh ihm Kaiser Franz I. Stephan zudem den kai-

serlichen Ratstitel. Sein Kleinwuchs stand dieser außergewöhnlichen Karriere nicht im Weg. Im Gegenteil: Er hatte ihm sehr wahrscheinlich überhaupt erst den Zugang zum Hof und mit der Möglichkeit des Studiums auch die Option des sozialen Aufstiegs verschafft.

Auch andere „Hofzwerge“ konnten als Boten, Berater und Vertraute fungieren oder zu anerkannten Künstlern und Gelehrten aufsteigen. Als der Kasseler „Kammerzwerg“ Jacob Ludwig Spitzmacher 1754 starb, war seine Hinterlassenschaft so umfangreich, dass sie öffentlich versteigert wurde.

Darunter befand sich zwischen „einigen Silberstücken, Kleydungen, Linnen, Porcelain“ auch eine komplette Ausgabe der Schriften Martin Luthers. Die langjährige „Kammerzwergerin“ Katharina Bott bei Kaiserin Elisabeth Christine besaß bei ihrem Tod 1718 sogar Schmuck und Juwelen im Wert von über 5000 Gulden.

Allerdings stellen diese gut dokumentierten Fälle wohl eher die Ausnahme als die Regel dar. Die Aufgaben und Handlungsspielräume von Kleinwüchsigen konnten sich im Einzelfall erheblich voneinander unterscheiden,

wobei Aussagen über einzelne Personen immer auch von der Quellenlage abhängig sind. Während von einzelnen „Hofzwerger“ ganze Personalakten überliefert sind, bleibt von anderen heute nur noch ein Name – oder ein Titel.

Dr. Eva Seemann
Deutsches Historisches Institut
Paris

Literatur

Eva Seemann, **Hofzwerge**. Kleinwüchsige Menschen an deutschsprachigen Fürstenhöfen der Frühen Neuzeit. Göttingen 2023.

Honigboten durch die Jahrtausende

Welchen Stellenwert haben Bienen und Honig im Leben der Menschen seit der Antike?

Menschen und Bienen verbindet eine Jahrtausende währende Beziehung. Bereits in der Steinzeit hegte man Interesse für die kleinen pelzigen Insekten, wie rund 9000 Jahre alte Höhlenmalereien in Spanien belegen. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Es ist der Honig, den die Menschen beehrten. Bis in Europa seit dem 17. Jahrhundert das Zuckerrohr und seit dem 19. Jahrhundert die Zuckerrübe Verwendung fanden, war die goldgelbe Flüssigkeit ein begehrter Süßstoff.

Der vorliegende Sammelband erkundet die reiche Kulturgeschichte, die Menschen, Bienen und Honig seit der Antike miteinander verbindet, und spürt zahlreichen Fragen nach: Wie wandelte sich die Honiggewinnung von der Antike bis heute? Wo kamen Honig und Wachs in der mittelalterlichen Lebenswelt zum Einsatz? Welche Rolle spielten Bienenprodukte in der Medizingeschichte? Und wer gehörte zu den Schlüsselfiguren der neuzeitlichen Bienenforschung?

Bereits in der Antike nahm die literarische Beschäftigung mit den Honiglieferanten zu. Der römische Gelehrte Plinius der Ältere räumte den Bienen, deren Fleiß er bewunderte, in seiner „Naturalis historia“ genauso viel

Raum ein wie allen übrigen Insekten zusammen. Zu seiner Zeit wurden Bienen bereits unter professionellen Bedingungen gehalten. Archäologische Funde zeigen, dass man im antiken Griechenland zu diesem Zweck horizontal ausgerichtete Tongefäße mit einer Öffnung nutzte.

In Mitteleuropa dagegen setzte sich die Hausbienenzucht erst später durch. Im Mittelalter entwickelte sich dort die Waldbienenhaltung, die sogenannte Zeidlererei. Die Zeidler suchten im Wald nach geeigneten Niederlassungen für Wildbienen. Diese wurden erweitert und mit einem Brett verschlossen, in das ein Flugloch eingebracht war. Honig und Wachs fanden im Mittelalter in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens Anwendung, wie hauswirtschaftliche Rezepte und Anleitungen zeigen – nicht nur in der Küche, sondern auch bei der Herstellung von Farben, in der Tierhaltung, zur Schädlingsbekämpfung oder bei der Jagd.

Eine zentrale Rolle spielten Bienenzeugnisse über alle Epochen hinweg in der Medizin: Honig diente zur Wundverschließung und Entzündungshemmung, galt aber auch als probates Mittel bei Augenbeschwerden, Verstopfung und Husten.

Der „Admonter Bartholomäus“, ein Arzneibuch aus dem 15. Jahrhundert, gibt Auskunft, wie Honig in vielen Medizinprodukten der Zeit zudem den Zweck hatte, deren bitteren Geschmack abzu-



Eine Frau kümmert sich um Bienenstöcke – das entgeht auch dem hungrigen Bären nicht. Miniatur aus Dioskrides' „Tractatus de Herbis“ (15. Jahrhundert).

schwächen – noch heute ein beliebter Trick, um gesundheitsfördernde Kräutertees genießbar zu machen.

Literatur

Gerhard Ammerer/Michael Brauer/Marlene Ernst (Hrsg.), **Bienen und Honig**. Beiträge zu einer Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Innsbruck 2023.

DAMALS⁺

**Gratis
testen!**



**Artikel aus dem Heft
jederzeit online lesen**

Nutzen Sie die Vorteile Ihres neuen Digital-Abos auf damals.de

- + Artikel des DAMALS-Magazins jederzeit und überall online lesen
- + stetig wachsendes Archiv mit rund 700 DAMALS-Magazinartikeln und praktischer Stichwortsuche
- + die neueste DAMALS-Ausgabe als PDF pünktlich zum Erscheinungstermin
- + persönliche Merkliste – Artikel markieren und später lesen
- + 4 Wochen kostenlos, danach 9,90 Euro pro Monat
- + monatlich kündbar

Jetzt 4 Wochen für 0 € testen



www.damals.de/plus

**Sie haben bereits
ein Print-Abo?**
Dann nutzen Sie
unser Upgrade-Angebot.

DAMALS.

Die faszinierendste Seite der Geschichte.

Kalender

Aachen

Centre Charlemagne – Neues Stadtmuseum

Wer schreibt, der bleibt! Schrift und Schriftlichkeit zwischen Maas und Rhein in der Römerzeit.

bis 1.9.2024

Asparn an der Zaya (A)

MAMUZ Schloss

Aufgezeichnet! Von der Höhlenmalerei zum modernen Comic.

bis 24.11.2024

Augsburg

Maximilianmuseum

Kostbarer als Gold.

bis 30.11.2024

Bad Homburg vor der Höhe

Museum Sinclair-Haus

Wälder. Von der Romantik in die Zukunft.

bis 11.8.2024

Baden-Baden

Museum LA8 – Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts

Heilende Kunst. Wege zu einem besseren Leben.

bis 12.1.2025

Basel (CH)

Kunstmuseum

Made in Japan.

Farbholzschnitte von Hiroshige, Kunisada und Hokusai.

bis 21.7.2024

Museum der Kulturen

Zwölftausend Dinge.

Anfänge der Sammlung Europa.

bis 27.4.2025

Berlin

Alte Nationalgalerie

Caspar David Friedrich.

Unendliche Landschaften.

bis 4.8.2024

Kulturforum

Faszination Rom.

Maarten van Heemskerck zeichnet die Stadt.

bis 4.8.2024

Museum Europäischer Kulturen

Läuft. Die Ausstellung zur Menstruation.

bis 6.10.2024

Bern (CH)

Bernisches Historisches Museum

Und dann kam Bronze!

bis 21.4.2025

Bonn

LVR-LandesMuseum

Dirk Reinartz.

Fotografieren, was ist.

bis 15.9.2024

Colmar (F)

Musée Unterlinden

Couleur, Gloire et Beauté / FARBEN – REICH – SCHÖN.

Altdeutsche Malerei der Jahre 1420 bis 1540 in französischen Sammlungen.

bis 23.9.2024



Musée Unterlinden / Foto: Le Réverbère, Mulhouse

Nikolaus Schitz fertigte dieses Gemälde von Madonna mit Jesuskind und Apfel um 1500 an.

Bremerhaven

Deutsches Schifffahrtsmuseum

IMMER WEITER.

Die Hanse im Nordatlantik.

bis 3.11.2024

Dresden

Deutsches Hygiene-Museum

VEB Museum. Das Deutsche Hygiene-Museum in der DDR.

bis 17.11.2024

Staatliche Kunstsammlungen

Dresden, Jägerhof

Miniminiminiaturen. Die kleinste Ausstellung der Welt.

bis 20.10.2024

Düsseldorf

Stadtmuseum

1874/2024.

150 Jahre Stadtmuseum.

bis 11.8.2024

Erfurt

Stadtmuseum

Erfurt entfesselt. Das Ende der Festung Erfurt 1873.

bis 26.1.2025

Essen

Ruhr Museum

Unterwegs mit Marga Kingler.

Pressefotografin im Ruhrgebiet.

bis 12.1.2025

Frankfurt am Main

Deutsches Romantik-Museum

Werthers Welt.

Das Werther-Jahr 1774.

bis 30.12.2024

Historisches Museum

Stadt der Fotografinnen.

Frankfurt 1844–2024.

bis 22.9.2024

Museum für Kommunikation

Streit. Eine Annäherung.

bis 25.8.2024

Freiburg im Breisgau

Archäologisches Museum

Colombischlössle

KeltenKids.

Eine Reise in die Eisenzeit.

bis 1.9.2024

Augustinermuseum

Bellissimo! Italienische Malerei

von der Gotik bis zur Renaissance

aus dem Lindenu-

Museum Altenburg.

bis 3.11.2024

Freising

Diözesanmuseum

Tassilo, Korbinian und der Bär.

Bayern im frühen Mittelalter.

bis 3.11.2024

Halle/Saale

Franckesche Stiftungen

Total real. Die Entdeckung der Anschaulichkeit.

bis 2.2.2025

Landesmuseum für

Vorgeschichte

Magie.

Das Schicksal zwingen.

bis 13.10.2024

Hamburg

Museum für Kunst und Gewerbe

Feste Feiern!

bis 25.8.2024



Kapitolinische Museen Rom, Lapidarium-Galerie

Altar zu Ehren der Sonne und der Götter von Palmyra aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.

Hannover

Landesmuseum Hannover

Gründer Roms.

Etruskische Schätze aus der

Villa Giulia.

bis 1.9.2024

Herne

LWL-Museum für Archäologie

Modern Times.

Archäologische Funde der Moderne und ihre Geschichten.

bis 18.8.2024

Herrnhut

Völkerkundemuseum

TALANO – Zusammen-

kommen: Netzwerk Herrnhut,

James Cook und die Ahnen-

götter Ozeaniens.

bis 31.12.2024

Ingolstadt

Deutsches Medizinhistorisches Museum

Hals- und Beinbruch!

Fit für die Piste mit Ski-

gymnastik.

bis 15.9.2024

Innsbruck (A)

Schloss Ambras

Schauen erlaubt?

Vielfalt Mensch vom 16. bis

18. Jahrhundert.

20.6. – 6.10.2024

Koblenz

Mittelrhein-Museum
Künstlerinnen in Koblenz.
bis 15.9.2024

Köln

Museum für Ostasiatische Kunst
Bizarre Schönheiten. Chinesische Literatensteine der Sammlung Benz.
bis 6.1.2025

Museum Ludwig
Chargesheimer.
bis 10.11.2024

Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud
1863 Paris 1874: Revolution in der Kunst – Vom Salon zum Impressionismus.
bis 28.7.2024

Konstanz

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg/
Klosterinsel Reichenau
1300 Jahre Klosterinsel Reichenau.
bis 20.10.2024

Leipzig

Stadtgeschichtliches Museum, Haus Böttchergäßchen
R. I. P. – Die letzte Adresse. Tod und Bestattungskultur in Leipzig.
bis 1.9.2024

Lübeck

Europäisches Hanseum
Von hier nach dort. Unterwegs mit Kompass und Navi!
bis 1.9.2024

St. Annen-Museum
Der Danziger Textilschatz im Zeichen europäischer Freundschaft.
bis 7.12.2025

Ludwigsburg

Ludwigsburg Museum
Kaffee-Reklame. Markenwelt Franck.
bis 29.9.2024

Mannheim

Reiss-Engelhorn-Museen, Museum Weltkulturen
Rom lebt! Mit dem Handy in die Römerzeit.
bis 28.7.2024

München

Bayerisches Nationalmuseum
Traumschiffe der Renaissance. Schiffspokale und Seefahrt um 1600.
bis 1.9.2024

Jüdisches Museum
Bildgeschichten. Münchner Jüdinnen und Juden im Porträt.
bis 2.3.2025

NS-Dokumentationszentrum
Rechtsterrorismus. Verschwörung und Selbstermächtigung – 1945 bis heute.
bis 28.7.2024

Staatliches Museum Ägyptischer Kunst
Operation Finale. Die Ergreifung und der Prozess von Adolf Eichmann.
bis 4.8.2024

Neuss

Clemens Sels Museum
Neuss 1474. Die Belagerung durch Karl den Kühnen.
bis 29.9.2024

Nürnberg

Germanisches Nationalmuseum
Mikrowelten Zinnfiguren. Die Sammlung Alfred R. Sulzer.
bis 26.1.2025



Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Zinnfigurensammlung Alfred R. Sulzer / Hersteller: Georg Spenkuch / Foto: GNM, Felix Röser

Nikolaus mit Tintenfass aus der Figuren-Serie „Der Struwwelpeter“, die um 1900 entstand.

Regensburg

Haus der Bayerischen Geschichte, Donausaal
Ois anders: Großprojekte in Bayern 1945–2020.
bis 22.12.2024

Riggisberg (CH)

Abegg-Stiftung
Augentäuschung. Textile Effekte und ihre Imagination.
bis 10.11.2024

Rosenheim

Lokschuppen
Heldinnen & Helden.
bis 15.12.2024

Rothenburg ob der Tauber

Mittelalterliches Kriminalmuseum
Schatz und Schatzsuche in Recht und Geschichte.
bis 31.12.2024

Schaffhausen (CH)

Museum zu Allerheiligen
Mittelalter am Bodensee. Wirtschaftsraum zwischen Alpen und Rheinfluss.
bis 27.10.2024

Schleswig

Landesarchiv Schleswig-Holstein, Prinzenpalais
1773 schleswig.holstein.dänemark. Gemeinsam in die neue Zeit.
bis 30.8.2024

Speyer

Historisches Museum der Pfalz
König Ludwig I. Sehnsucht Pfalz.
bis 1.9.2024

St. Gallen (CH)

Kulturmuseum
CACAO! Einverlebte Exotik.
bis 20.10.2024

Stuttgart

Erinnerungsort Hotel Silber
Gestapo vor Gericht. Die Verfolgung von NS-Verbreche(r)n.
bis 2.2.2025

Haus der Geschichte Baden-Württemberg
American Dreams. Ein neues Leben in den USA.
bis 28.7.2024

Linden-Museum
Stuttgart – Afghanistan. Verbinden – erzählen – begegnen.
bis 28.7.2024

Trier

Museum am Dom
Der Trierer Dom im Wandel. Was tut die Schnecke vor dem Altar?
bis 8.9.2024

Tübingen

Museum der Universität
Entgrenzte Anatomie. Eine Tübinger Wissenschaft und der Nationalsozialismus.
bis 30.9.2024

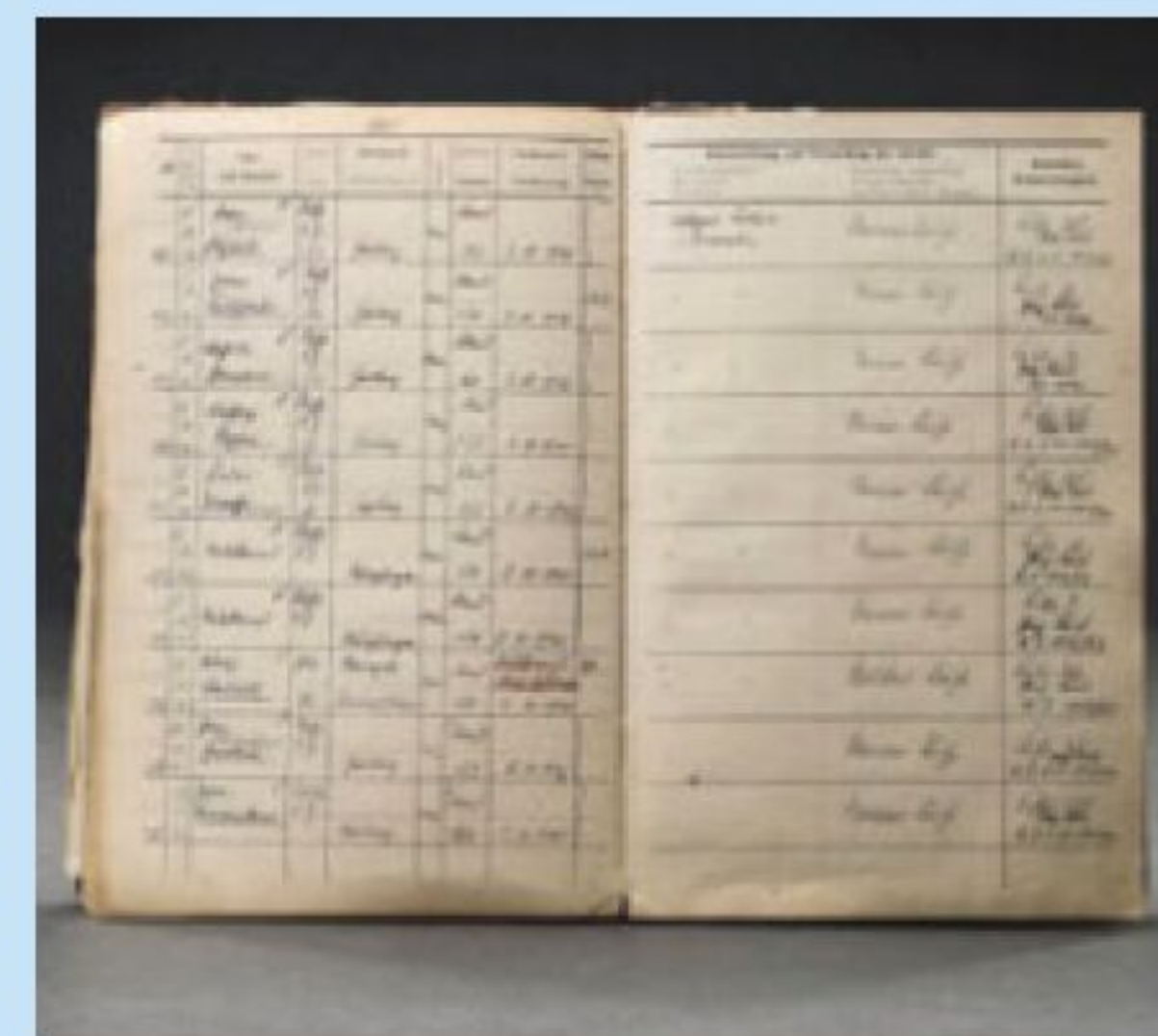


Foto: Valentin Marquardt

Leichenbuch von 1941 mit zahlreichen Daten von Menschen, die ohne ihre Zustimmung in die Tübinger Anatomie eingeliefert wurden.

Vaduz (FL)

Postmuseum des Fürstentums Liechtenstein
Mächtige Mauern und Minnesang. Burgen auf Briefmarken.
bis 18.8.2024

Völklingen

Weltkulturerbe Völklinger Hütte
Der deutsche Film. Von 1895 bis heute.
bis 18.8.2024

Weimar

Klassik Stiftung, Goethe- und Schiller-Archiv
Sophie. Macht. Literatur. Eine Regentin erbt Goethe.
bis 15.12.2024

Wien

Österreichische Nationalbibliothek, Prunksaal
Anton Bruckner. Der fromme Revolutionär.
bis 26.1.2025

Zürich (CH)

Museum Rietberg
Mehr als Gold. Glanz und Weltbild im indigenen Kolumbien.
bis 21.7.2024

Schweizerisches Nationalmuseum, Landesmuseum
begehrt. umsorgt. gemartert. Körper im Mittelalter.
bis 14.7.2024

Fernsehen

1.7./9.00 ARTE

Heinrich VIII. Tödliche Intrigen. (55 Min.)

2.7./20.15 Phoenix

Vier Brüder, fünf Schwestern. Die Kennedys. (90 Min.)

2.7./22.25 3sat

Aristoteles Onassis. Der Tankerkönig und das deutsche Wirtschaftswunder. (45 Min.)

3.7./16.00 ARTE

Das verlorene Königreich der Schwarzen Pharaonen. (95 Min.)

5.7./11.30 ZDF Info

USA extrem: Der Ku-Klux-Klan. (45 Min.)

6.7./14.15 Phoenix

Früher war der Urlaub sonniger. Eine Reise durch die Jahrzehnte. (45 Min.)

6.7./16.25 ARTE

Mythos Côte d'Azur. Luxus, Liebe, Leidenschaft. (55 Min.)

6.7./20.15 ARD alpha

Deutschland im Kalten Krieg. (drei Teile; je 45 Min.)

Teil 1: Angst beherrscht die Welt.

Teil 2: 6.7./21.00

Keiner wird gewinnen.

Teil 3: 13.7./20.15

Alles auf Anfang.

7.7./11.20 3sat

100 Jahre Welttheater Einsiedeln. (55 Min.)

7.7./14.00 Phoenix

Mythos Heinrich VIII. (135 Min.)

7.7./19.30 ZDF

Nicola Tesla. Magier der Elektrizität. (45 Min.)

7.7./20.15 ARD alpha

Die Slawen. Unsere geheimnisvollen Vorfahren. (90 Min.)

7.7./22.00 MDR

NATO. Alte Freunde, neue Fronten. (90 Min.)

8.7./9.00 ARTE

„Die Wilden“ in den Menschenzoos. (95 Min.)

8.7./16.15 3sat

Söhne der Sonne. (drei Teile; je 45 Min.)

Teil 1: Die Maya.

Teil 2: 8.7./17.00

Die Inka.

Teil 3: 8.7./17.45

Die Azteken.



Tongefäß mit Kriegs- und Unterwerfungsszenen aus der Maya-Spätclassik (um 600–900 n. Chr.).

BPK / Ethnologisches Museum, SMB

8.7./22.15 Phoenix

Deutschlands Schätze. Expeditionen in die Erdgeschichte. (135 Min.)

10.7./16.00 Phoenix

Inside NATO. (90 Min.)

10.7./20.15 Phoenix

Große Mythen aufgedeckt. (90 Min.)

11.7./14.50 3sat

Das Eiszeit-Rätsel. Warum starben die Riesentiere aus? (40 Min.)

11.7./16.15 3sat

Die Vermessung der Welt. (90 Min.)

11.7./20.15 3sat

Befreite Brüste. Zankapfel, Lustobjekt, Rätsel der Evolution. (45 Min.)

11.7./22.15 Phoenix

Wem gehört die Welt? Eine Geschichte des Reichtums. (135 Min.)

13.7./20.15 Phoenix

Enttäuschte Liebe? Wir Deutschen und die Franzosen. (45 Min.)

14.7./20.15 ARD alpha

Interhotels. Glanz, Verfall und Auferstehung. (90 Min.; Ausstrahlung im MDR 23.7./22.10)

14.7./21.45 Phoenix

Der Fall Jeanne d'Arc. (90 Min.)

15.7./9.55 ARTE

Résistance. Im Dienste seiner Majestät. (55 Min.)

15.7./20.15 Phoenix

1491. Amerika vor Kolumbus. (vier Teile; je 45 Min.)

Teil 1.

Teil 2: 15.7./21.00

Teil 3: 16.7./20.15

Teil 4: 16.7./21.00

16.7./20.15 ARTE

Der Bruderkrieg. Deutsche und Franzosen 1870/71. (155 Min.)

17.7./9.00 ARTE

D'Artagnan, Musketier im Dienst des Sonnenkönigs. (90 Min.)

17.7./16.00 Phoenix

Rätselhaftes Paris. Phantome und Geister. (45 Min.)

18.7./20.15 ARTE

Verbotenes Begehren. (zwei Teile; je 45 Min.)

Teil 1: Margarethe und Leonie.

Teil 2: 18.7./21.00

Der Mann mit dem rosa Winkel.

19.7./23.15 Phoenix

Verschleppt. Die Kinder des 20. Juli. (45 Min.)

20.7./21.10 ARD alpha

Edelweißpiraten. Teenager gegen Hitler. (45 Min.)

21.7./20.15 ARD alpha

1648. Der lange Weg zum Frieden. Wie der Dreißigjährige Krieg beendet wurde. (90 Min.)

21.7./20.15 Phoenix

Damals in Australien. (180 Min.)

22.7./9.00 ARTE

Vietnam. Ein Bürgerkrieg. (55 Min.)

22.7./22.15 Phoenix

Die Weltreisende. Pionierin des Nordens. (45 Min.)

23.7./21.00 MDR

Medaillenschmiede des Ostens. Die DHfK in Leipzig. (45 Min.)

23.7./22.15 Phoenix

Jugend in der DDR. (135 Min.)

25.7./20.15 ARTE

Der Ruder-Achter. Geschichte eines Mythos. (45 Min.)

26.7./20.15 Phoenix

Das Schicksal der Anne Boleyn. (135 Min.)

27.7./20.15 ARD alpha

1918. Showdown zum Frieden. (50 Min.)

27.7./20.15 ARTE

Auf Messers Schneide. Eine Geschichte der Chirurgie. (90 Min.)

27.7./20.15 Phoenix

Hightech-Archäologie. (180 Min.)

27.7./21.05 ARD alpha

Prinz Max von Baden. Kanzler zwischen Kaiserreich und Republik. (45 Min.)

28.7./20.15 ARD alpha

Der lange Weg der Sinti und Roma. (45 Min.)

29.7./20.15 Phoenix

Deutschland, deine Schlager. (90 Min.)

Hörfunk

1.7./9.45 WDR 5

1. Juli 1804 – Geburtstag der französischen Schriftstellerin **George Sand**. (15 Min.; Ausstrahlung in SR 2 KulturRadio 1.7./9.05)

2.7./15.10 Bayern 2

Tattoos. Vom Seefahrerkult zum Massenphänomen. (25 Min.)

3.7./8.30 SWR Kultur

Stillgelegte Bahnstrecken reaktivieren. Mit dem Zug ins Dorf. (30 Min.)

3.7./15.10 Bayern 2

Man Ray. Künstler und Fotograf. (25 Min.)

3.7./20.03 SWR Kultur

Bayreuth? Bayreuth! Kurzfeatures zu Richard Wagners Vision der Bayreuther Festspiele. (57 Min.)

4.7./15.10 Bayern 2

Die Bavaria. Symbol und Wahrzeichen Bayerns. (25 Min.)

5.7./8.30 SWR Kultur

Tolkien und „Der Herr der Ringe“. Fantasy-Erfolg eines Sprachgenies. (30 Min.)

5.7./15.10 Bayern 2

Städtisches Leben im Mittelalter. Die Augsburger Rechnungsbücher. (25 Min.)

6.7./9.45 WDR 5

6. Juli 1919 – Magnus Hirschfeld eröffnet in Berlin das Institut für Sexualwissenschaft. (15 Min.; Ausstrahlung in SR 2 KulturRadio 6.7./9.05)

6.7./13.30 WDR 5

Moskaus Meisterspione. (sechs Teile; je 30 Min.)
Teil 4: **Der Verräter**.
Teil 5: 13.7./13.30 **Jagdsaison**.
Teil 6: 20.7./13.30 **Das Comeback der Illegalen**.

6.7./17.04 SWR Kultur

Shida Bazyar. Gespräch mit der deutsch-iranischen Schriftstellerin. (45 Min.)

7.7./8.30 SWR Kultur

Die Ukraine- und Russland-Bilder der Deutschen. Gespräch mit Prof. Dr. Klaus Gestwa, Direktor der Instituts für Ost-europäische Geschichte an der Universität Tübingen. (30 Min.)

7.7./9.45 WDR 5

7. Juli 1974 – Deutschland wird zum zweiten Mal Fußballweltmeister. (15 Min.; Ausstrahlung in SR 2 KulturRadio 7.7./9.05)

7.7./16.04 SWR Kultur

Kastraten-Popstars des 18. Jahrhunderts. (55 Min.)

8.7./15.10 Bayern 2

Heinrich II. Das mühsame Leben eines Reisekaisers. (25 Min.)

9.7./21.03 SWR Kultur

Musik und Macht. Auf der Suche nach der Geschichte der zeitgenössischen Musik. (57 Min.)

10.7./9.45 WDR 5

10. Juli 1934 – Im KZ Oranienburg wird der deutsche Schriftsteller und Sozialist **Erich Mühsam** ermordet. (15 Min.; Ausstrahlung in SR 2 KulturRadio 10.7./9.05)

11.7./15.10 Bayern 2

Host mi? Kleine bayerische Sprachgeschichte. (25 Min.)

12.7./20.05 Deutschlandfunk

LASS verschwindet. Das mögliche Leben der **Louisa Aslanian**. (55 Min.; Ausstrahlung in Deutschlandfunk Kultur 16.7./22.03)

13.7./17.04 SWR Kultur

André Raatzsch. Gespräch mit dem Künstler und Referatsleiter am Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg. (45 Min.)

13.7./18.20 SWR Kultur

Zu Unrecht vergessen. Der Saxofonist **Ernie Henry**. (40 Min.)

14.7./14.04 SWR Kultur

Fremd im Elsass. Der elsässische Dichter **Conrad Winter**. (55 Min.)

15.7./8.30 SWR Kultur

Mutterliebe. Wie Frauen mit einem Mythos ringen. (30 Min.)

15.7./15.10 Bayern 2

Das Hitler-Attentat. Der Umsturzversuch vom 20. Juli 1944. (25 Min.)

16.7./19.15 Deutschlandfunk

Deckname „Onkel“. Wilhelm Leuschner und der zivile Widerstand hinter dem 20. Juli 1944. (45 Min.)

17.7./15.10 Bayern 2

Geschichte der Badeanstalten. Eine Kultur für sich. (25 Min.)



Blick in das Rangsdorfer Strandbad mit Seesteg auf einer Postkarte aus dem Jahr 1935.

18.7./8.30 SWR Kultur

Was Menschen zu Helden macht. Von Herakles bis Greta Thunberg. (30 Min.)

19.7./8.30 SWR Kultur

Hitler-Attentäter Stauffenberg. Wie die Widerstandskone polarisiert. (30 Min.)

20.7./18.05 Deutschlandfunk Kultur

Anthropogen Schwarz. Institutionalisierte Rassismus im Süden der USA. (55 Min.)

Ausstrahlung im Deutschlandfunk 21.7./20.05)

22.7./8.30 SWR Kultur

Die Schauspielerin Judy Garland. Ikone der LGBTQ-Bewegung. (30 Min.)

22.7./9.20 Bayern 2

Heißgeliebt über Jahrtausende. Die Kulturgeschichte der Eismilch. (25 Min.)

23.7./19.15 Deutschlandfunk

„Die Heiligen sind wir“. Harald Poelchau, Gefängnis-pfarrer in Tegel und Plötzensee 1933–1945. (45 Min.)

24.7./8.30 SWR Kultur

Das Schwert. Waffe und Mythos. (30 Min.)

25.7./9.20 Bayern 2

Zeitzeugen. Wertvolle Erinnerungen mit Tücken? (25 Min.)

26.7./8.30 SWR Kultur

Die Olympischen Spiele 1972. Münchens Sommertragödie. (30 Min.)

27.7./12.04 WDR 3

Ab jetzt gilt's. Der Free-Jazz-Aufbruch in Deutschland West und Ost. (55 Min.)

28.7./8.30 SWR Kultur

Geheimnisvolle Rezepte für die Einbalsamierung von Mumien. (30 Min.)

29.7./8.30 SWR Kultur

Erich Kästner. Autor, Soldat und Friedensaktivist. (30 Min.)

30.7./15.10 Bayern 2

Lou-Andreas-Salomé. Muse, Schriftstellerin und Psychoanalytikerin. (25 Min.)

31.7./15.10 Bayern 2

Der Stadtplaner Robert Moses. Gründer des modernen New York. (25 Min.)

Empfehlen Sie **DAMALS**

Werben Sie jetzt einen neuen Leser
und wählen Sie als Dankeschön eine der
folgenden attraktiven Prämien ...

Übrigens:
um einen neuen
Leser zu werben
müssen Sie selbst
kein Abonnent sein!

1

Atlas der verlorenen Schätze

Ob legendär wie der Heilige Gral, spektakulär wie der im Corona-Lockdown gestohlene Van Gogh, unbekannt wie die gewaltige und größtenteils verbrannte chinesische Enzyklopädie aus dem 15. Jahrhundert oder unerwartet aufgetaucht wie der 300 Jahre lang verschollene Codex Madrid von Leonardo da Vinci – jede der 80 Kostbarkeiten in diesem Band ist umgeben von Geheimnissen und Rätseln. Mit spannenden Texten, atemberaubenden Bildern und besonders schönen Grafiken und Karten.

Top-Prämie



DAMALS. Die faszinierendste Seite der Geschichte.

Schwebender Globus

Der Globus schwebt schwerelos in der Luft, dreht sich von selbst – wie in Wirklichkeit und wird atmosphärisch von bunten Lichtern angestrahlt. Ein magischer Blickfang!



2

50,- € in bar

Für Sie und wofür immer Sie wollen. Genau das Richtige, um sich zwischendurch etwas zu gönnen.



3

DAMALS⁺

NEUES DIGITALANGEBOT:
Artikel aus dem Heft jederzeit online lesen.

www.damals.de/plus

Gleich online bestellen:

www.direktabo.de

direktabo.de

Oder Coupon einsenden an:

DAMALS Leserservice

Postfach 810580, 70522 Stuttgart

Phone 0711/82651-208

E-Mail damals@zenit-presse.de

Ich habe den neuen Leser gewonnen

und erhalte als Dankeschön die Prämie meiner Wahl wie angekreuzt nach Zahlungseingang.

- | | |
|---|-----------|
| <input type="checkbox"/> 1 Atlas der verlorenen Schätze | [21990AL] |
| <input type="checkbox"/> 2 Schwebender Globus | [21964AL] |
| <input type="checkbox"/> 3 50,- € Barprämie | [21965AL] |

Vorname, Name	
Straße, Nr.	
PLZ	Ort
Geb.-Datum	
E-Mail	
Phone, Fax	

Ich bin der neue Abonnent

Vorname, Name	
Straße, Nr.	
PLZ	Ort
Geb.-Datum	
E-Mail	
Phone, Fax	

☐ Ja, ich willige ein, dass mir die Konradin Medien GmbH und deren verbundene Unternehmen (Konradin-Verlag Robert Kohlhammer GmbH, Konradin Business GmbH, Konradin Selection GmbH, Konradin Mediengruppe GmbH, Dr. Curt Haefner Verlag GmbH, MMCD NEW MEDIA GmbH, Visions Verlag GmbH, Dialog GmbH) Fachinformationen der Redaktionen, Einladungen zu Messen, Fachveranstaltungen sowie Informationen und Angebote zum Zwecke der Werbung telefonisch, per E-Mail und Post übermittelt. Ich kann meine Einwilligung jederzeit mit Wirkung für die Zukunft gegenüber Konradin per E-Mail an datenschutz-online@konradin.de widerrufen.

SEPA-Lastschriftmandat (Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt). Ich ermächtige die ZENIT Pressevertrieb GmbH, Postfach 810680, 70523 Stuttgart, Gläubiger-Identifikationsnummer DE34 AVSO 0000 0204 06, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der ZENIT Pressevertrieb GmbH, 70523 Stuttgart, auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Mein Zahlungswunsch: ☐ per Bankeinzug ☐ gegen Rechnung

BIC	IBAN
Geldinstitut	
Datum, Unterschrift	

Vorzugspreis 14 Ausgaben: 122,30€ (Ausland: 132,70€/CHF 149,49). Das Abo läuft zunächst für 1 Jahr und kann anschließend jederzeit gekündigt werden.

Hinweis: Das Dankeschön wird nach Bezahlung der Abrechnung versandt. Angebot nur gültig innerhalb der EU.

Widerrufsrecht: Sie haben das Recht, binnen vierzehn Tagen ohne Angabe von Gründen diesen Vertrag zu widerrufen. Die Widerrufsfrist beträgt vierzehn Tage ab dem Tag, an dem Sie oder ein von Ihnen benannter Dritter, der nicht der Beförderer ist, die erste Ware in Besitz genommen haben bzw. hat. Um Ihr Widerrufsrecht auszuüben, müssen Sie uns (ZENIT Pressevertrieb GmbH, Julius-Hölder-Str. 47, 70523 Stuttgart, Tel. 0711/82651-208, DAMALS@zenit-presse.de) mittels einer eindeutigen Erklärung über Ihren Entschluss, diesen Vertrag zu widerrufen, informieren. Sie können ein Muster-Widerrufsformular oder eine andere eindeutige Erklärung auch auf unserer Webseite unter www.direktabo.de/widerrufsformular elektronisch ausfüllen und übermitteln. Machen Sie von dieser Möglichkeit Gebrauch, so werden wir Ihnen unverzüglich (z. B. per E-Mail) eine Bestätigung über den Eingang eines solchen Widerrufs übermitteln. Zur Wahrung der Widerrufsfrist reicht es aus, dass Sie die Mitteilung über die Ausübung des Widerrufsrechts vor Ablauf der Widerrufsfrist absenden.

Verlag: Konradin Medien GmbH, Ernst-Mey-Str. 8, 70771 Leinfelden-Echterdingen, Geschäftsführer: Peter Dilger, Amtsgericht Stuttgart, HRB 222257.
Abo-Vertrieb: Zenit Presseservice GmbH, Julius-Hölder-Str. 47, 70597 Stuttgart, Geschäftsführer: Joachim John.

Unter allen Einsendungen verlosen wir hochwertige, von der Redaktion ausgewählte Bücher!

☐ Ich nehme nur an der Verlosung teil.

Zweimal im Jahr, im Januar-Heft und im Juli-Heft, präsentiert DAMALS seinen Lesern mit dem Buchjournal einen ausführlichen Überblick über die neuen historischen Bücher. Freuen Sie sich auf inspirierende Leseanregungen!

Antike

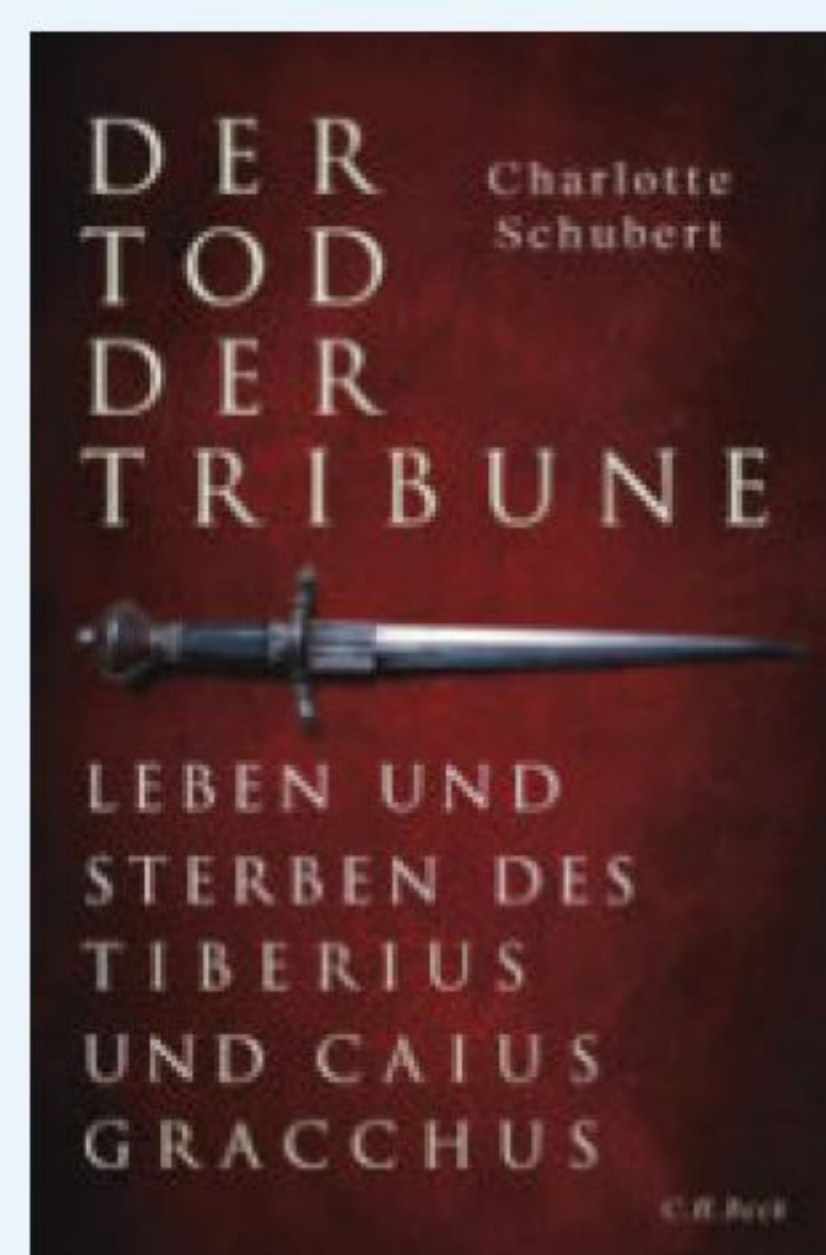
Schillerndes Brüderpaar

Die turbulente Schlussphase der römischen Republik war schon immer ein dankbares Objekt für große Erzählungen. Gerade unserer eigenen Zeit, der fundamentalen Sicherheiten abhandeln, scheint die Epoche viel zu sagen zu haben. Wie sonst ist zu erklären, dass der Buchmarkt gleich mit einer ganzen Reihe von Neuerscheinungen zu den letzten, von Bürgerkriegen überschatteten Jahrzehnten der Republik aufwarten kann?

Die meisten dieser Bücher sind Biographien. Dem Anfang vom Ende widmet sich die Leipziger Althistorikerin Charlotte Schubert mit einem fulminant-erzählenden Doppelporträt. Ihre Protagonisten sind Tiberius und Gaius Gracchus, die Urheber der Reformen, über die Roms Republik aus dem Gleis geriet. Das Bild des Brüderpaares in der modernen Forschung ist schillernd: Die Helden des einen sind dem anderen Schurken; was hier als Einsicht in die Nöte der breiten Masse verkauft wird, erscheint dort als opportunistische Strategie der Machtgewinnung. Schubert schlägt sich klar auf eine Seite: Ja, die Gracchen sind gescheitert, doch nein, ihr populärer Weg war nicht bloße Methode, sondern folgte einem präzisen politischen Programm und vor allem einem aus Griechenland entlehnten ethischen Kompass, dem die Stoa die Richtung vorgab. Das Buch holt weit aus, um die stoische Sozialethik verständlich zu machen: Die Freiheit des Einzelnen und Besitzrechte waren darin keineswegs absolut, sondern an das Gemeinwohl gebunden. Mit diesen Überzeugungen wuchsen die Gracchen im Rom des 2. Jahrhunderts v. Chr. auf.

Schubert beginnt mit dem Tod des Tiberius Gracchus, seinen

Folgen und dem Spin, den die politischen Akteure in den folgenden rund 100 Jahren gaben. Sie richtet dann den Blick auf das Milieu, in dem die Gracchen groß wurden, vor allem auf Scipio Aemilianus, den Mentor, von dem sich Tiberius Gracchus entfremdete, indem er sich Scipios



Charlotte Schubert, *Der Tod der Tribune. Leben und Sterben des Tiberius und Caius Gracchus*. Verlag C. H. Beck, München 2024, 303 Seiten, € 32,–.

Rivalen Appius Claudius Pulcher annäherte. Sie verfolgt Tiberius' Karriere vor dem Volkstribunat bis vor die Tore der spanischen Stadt Numantia, wo das römische Heer, dem er als Quästor diente, eine krachende Niederlage erlitt. Entgegen dem Mainstream der Forschung nimmt Schubert aber nicht an, dass die Schmach der Niederlage für Tiberius später handlungsleitend wurde. Entscheidend sei vielmehr gewesen, dass der junge Politiker, sensibilisiert durch seine stoische Prägung, die sozialen Missstände im Land ungefiltert wahrnahm.

Schubert schildert dann in drei meisterhaften Skizzen, wie zuerst Tiberius sich in seinem Volkstribunat der Probleme annahm, wie dann Gaius aus seinem Scheitern lernte und die Maßnahmen zu einem „institutionellen Schutzkonzept“ für römische Bürger verdichtete und wie schließlich über den Leichen

der Tribune der Kampf um die Deutungshoheit tobte. Zog man aus der Gewalterruption von 132 und 121 v. Chr. die richtigen Schlüsse? Folgt man Schubert, dann waren es die falschen: Das Notstandsrecht, auf das sich die Senatsmehrheit berief, brachte die Römer um elementare Schutzrechte und spaltete die Republik. Wehrlos war sie deshalb ihren Feinden ausgeliefert.

Prof. Dr. Michael Sommer

Am Ende der Republik

Die späte römische Republik gehört zu den bevorzugten Gegenständen historischer Betrachtung. Dem Übergang von einem republikanischen zu einem monarchischen System hat man immer auch gern eine modellhafte Funktion zugeschrieben. Zum Glück hat sich der Althistoriker Michael Sommer in seinem neuesten Buch mit jedenfalls expliziten Bezügen zur Gegenwart zurückgehalten, auch wenn der Untertitel schon eine solche Absicht suggerieren möchte. Und er geht auch nicht so weit wie eine große deutsche Tageszeitung, die ein Interview mit dem Autor zu seinem Buch mit dem Satz „Schon in Rom gab es Populisten, die Hass schürten“ einleitete. Die diffuse, plakative Kategorie „Hass“ ist denkbar ungeeignet, die komplexen Bedingungen, die zum Untergang der römischen Republik führten, angemessen zu erfassen.

Gut nachvollziehbar zeigt Sommer in fünf Kapiteln die Verhältnisse und Strukturen auf, die das Erfolgsmodell Republik erst ins Wanken und dann zum Einsturz brachten. Sein Ziel besteht darin zu zeigen, „wie der Republik allmählich die Republikaner davonliefen und die Elite ihre Autorität verlor“. Im Mittelpunkt steht die schillernde Gestalt des Publius Clodius Pulcher, der 58 v. Chr. das Amt des Volkstribuns bekleidete und der 52 v. Chr. bei gewaltsamen Auseinandersetzungen von einem politischen Rivalen erschlagen wurde. Dazwischen entfaltet der Spross einer einst ruhmreichen, nun aber verblassten Adelsdynastie höchst umtriebige Aktivitäten.

In den Quellen hat er eine ausgesprochen schlechte Presse, was daran liegt, dass wir nur Aussagen seiner Gegner haben. Von Clodius selbst gibt es nichts Schriftliches, was Aufschlüsse über seine politischen Absichten geben könnte. So erscheint er als ein Chaos auslösender Unruhestifter, dem es primär darauf an-



Michael Sommer, *Volkstribun. Die Verführung der Massen und der Untergang der Römischen Republik*. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2023, 336 Seiten, € 25,–.

kam, die Ordnung zu stören, weil dies der Zustand war, in dem er seine subversiven Tätigkeiten entwickeln konnte. Berühmt machte ihn der Bona-Dea-Skandal, ein Fest römischer Aristokratinnen für die „gute Göttin“, bei dem nur Frauen zugelassen waren und zu dem er sich, als Caesars Ehefrau Gastgeberin war, als Frau verkleidet Zutritt verschaffte und prompt enttarnt wurde.

Sommers Clodius ist ein Kulissenschieber, ein Verkleidungskünstler, ein Chamäleon – jedoch nicht nur ein prinzipienloser Karrierist und Opportunist. Gerne war er für prominente Persönlichkeiten wie Caesar tätig. Doch schuf er daneben, als geradezu revolutionäre Tat, ein Netzwerk der „kleinen Leute“, stellte der Freiheit der wenigen, der *nobiles*, die Freiheit der Masse entgegen, die damit in Rom erstmals zu einem wirklich relevanten politischen Faktor wurde.

Dies herausgestellt zu haben, ist nicht das geringste Verdienst eines lehrreichen Buches über die Geschichte der späten Republik, an dem allenfalls die inflationäre Verwendung von Anglizismen und Modewörtern stört. Etwas langatmig wirkt auch die schier endlose Vorstellung der claudischen Familiengeschichte,

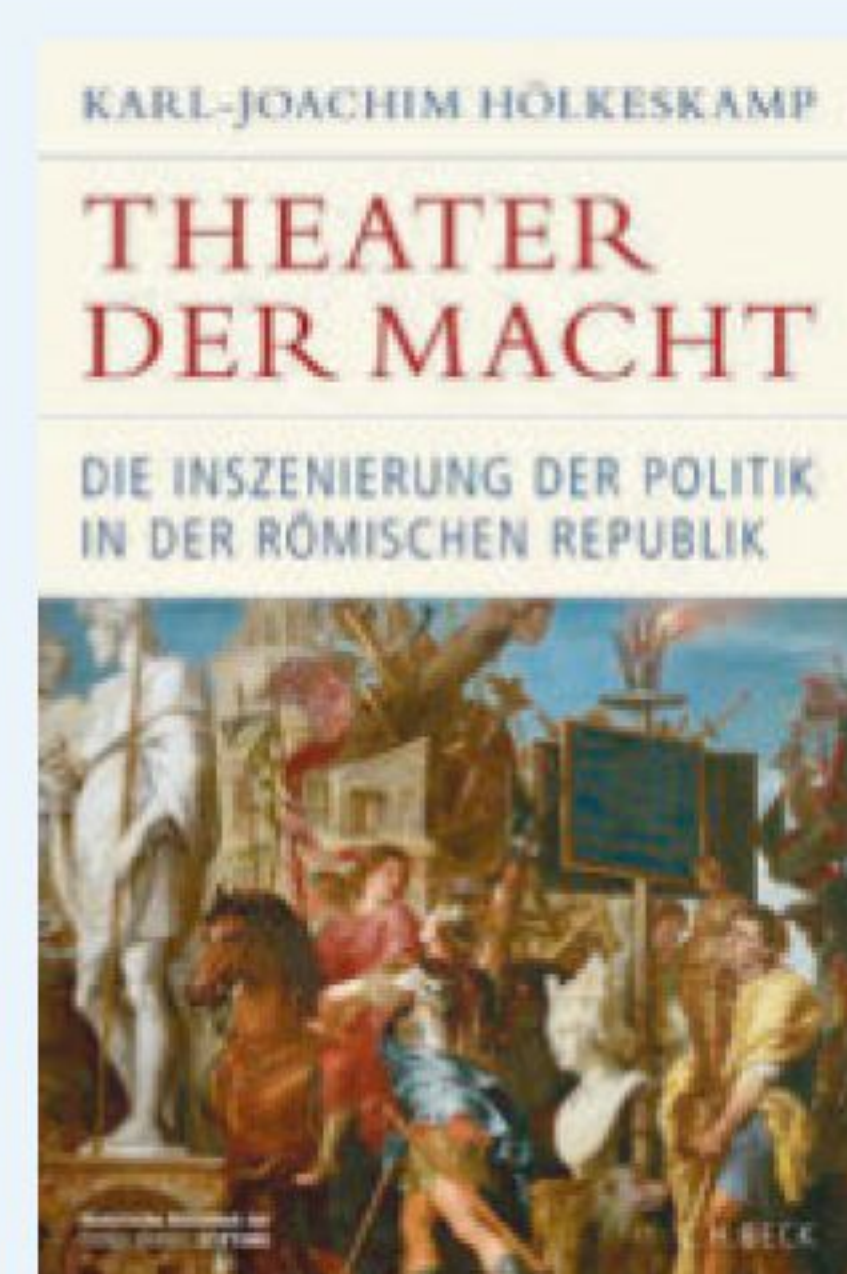
deren Bedeutung für das Thema nicht recht klar wird, auch wenn Sommer eine Triebfeder im Handeln des Clodius darin sieht, an frühere ruhmreiche Taten seiner Dynastie anknüpfen zu wollen.

Prof. Dr. Holger Sonnabend

Roms politische Kultur

Es müssen eindrucksvolle Bilder gewesen sein, wenn die Bürgerschaft Roms unter Vorsitz der zuständigen Amtsträger zur Wahl oder Abstimmung schritt; wenn religiöse Prozessionen durch die Stadt zogen; wenn Feldherren vom Kapitol auszogen und im vom Senat gewährten Triumph geschminkt, geschmückt und mit Beute und Gefangenen auf demselben Weg zurückkehrten; oder wenn ein altgedienter Senator verstorben war und der traditionelle Leichenzug bedeutungsschwangere Orte Roms passierte, die auf die Leistung des Verblichenen wie seiner gesamten Familie verwiesen.

Karl-Joachim Hölkeskamp schildert dies und mehr mit Liebe zum Detail und scharfem Blick. Er legt nichts weniger als ein *opus magnum* zur politischen Kultur der römischen Republik vor. Die zentrale Pointe: Der Titel



Karl-Joachim Hölkeskamp, *Theater der Macht. Die Inszenierung der Politik in der römischen Republik*. Verlag C. H. Beck, München 2023, 710 Seiten, € 48,-.

seines Werks ist keineswegs abschätzig gemeint. Ganz im Gegenteil gelingt ihm der Nachweis, dass die moderne Unterscheidung von sachlich-rationalen Inhalten und schöner, ja pompöser Inszenierung der Politik sich für die historische Analyse nicht eignet. Die stadtstaatlichen Bedingungen Roms sorgten

für ein immenses Maß an Öffentlichkeit, so dass kaum Raum für Privatheit blieb – „privatus“, wie Hölkeskamp eigens betont, bedeutete keineswegs Zurückgezogenheit ins Persönliche, sondern lediglich: ohne öffentliches Amt. Vielmehr begegneten die Bürger sich in wechselnden aufeinander bezogenen Rollen. Die rituelle Ordnung dieses Alltags bildete und bestätigte die soziale und politische Ordnung immer wieder aufs Neue. Indem die verschiedenen Rituale auch stets aufeinander Bezug nahmen, konstituierten sie diese Ordnung für jeden wahrnehmbar und wiesen ihm seinen Platz darin zu. Das Publikum war nie nur Zuschauer, sondern gab der Veranstaltung durch seine Anwesenheit erst Sinn. Mehr noch: Die Bürger nahmen aktiv an den Ritualen teil. Zu denken ist etwa an die Soldaten, die im Triumph mitzogen und eben keine Berufssoldaten waren, sondern Bürger wie jene, die ihren Zug bestaunten.

So festigten die Rituale aber auch die Herrschaft der Elite. Dabei spielte sich deren Herrschaft stets im Spannungsfeld zwischen dem selbstlosen Dienst für die Republik und der persönlichen Profilierung ab. Das zeigte sich etwa an Skulpturen, die den Dargestellten stets als vom Einsatz für das Gemeinwesen gealtert und gezeichnet inszenierten. Ebenso zeigte es sich auch in despektierlichen Beinamen wie Dentatus oder Nasica, die auf körperliche oder andere Defizite anspielten, hier auf das Gebiss und die Nase des Bezeichneten. Erst recht zeigte es sich im Triumph: Dessen pompöse Inszenierungen boten von Anbeginn an das Potential, die Selbstdarstellung ausufern und die Konkurrenz der edlen Herren entgleisen zu lassen – was genau so in der späten Republik passierte.

Hölkeskamps Studie fordert vom Leser fundierte Kenntnisse der Geschichte der römischen Republik. Wer diese mitbringt, wird das Buch mit Gewinn lesen. Künftige Arbeiten zu den politisch-sozialen Besonderheiten der Republik kommen an diesem Standardwerk nicht vorbei.

Dr. Philipp Deeg

Mächtige Redekunst

Das Werk des amerikanischen Althistorikers Jon E. Lendon behandelt die soziokulturelle Bedeutung und Wirksamkeit der Rhetorik im Imperium Romanum. Dabei befasst sich der Autor zunächst mit deren Stellenwert im Zusammenhang von Bildung und Ausbildung, bevor er sich mit der Ermordung Caesars, bestimmten Typen öffentlicher Bauten sowie dem römischen Recht konkreten Beispielen zuwendet, an denen ihm zufolge der Einfluss der Rhetorik abschätzbar gemacht werden könne. Sein Grundgedanke lässt sich wie folgt zusammenfassen: Durch ihre rhetoriklastige Ausbildung entwickelten römische Aristokraten seit spätrepublikanischer Zeit eine rhetorisierte Perspektive auf die Welt und sich selbst, wodurch vergangenes Handeln entsprechend eingeordnet, aber auch künftiges



Jon Edward Lendon, *Rhetorik Macht Rom. Die Kraft der Redekunst im Imperium Romanum*. wbg Theiss, Darmstadt 2023, 352 Seiten, € 32,-.

Handeln entsprechend angegangen wurde. Wenn sich also etwa antike Berichte über die Ermordung Caesars lesen wie effektvolle Inszenierungen, so liegt das nach Lendon weniger daran, dass deren Autoren das Geschehene nachträglich rhetorisch in Szene gesetzt hätten, sondern daran, dass die Handelnden von vornherein in solchen Kategorien dachten und planten.

Das kann man als innovativ, gar revolutionär ansehen, oder zumindest als anregend – doch freilich wird man Lendons Ansatz nicht in jedem möglichen Beispielfall gleichermaßen überzeugend finden. Denn konsequent zu Ende gedacht hieße diese Priorisierung von Inszenierung

kaum weniger, als den antiken Protagonisten die Fähigkeit zur pragmatischen Reflexion und Handlungsplanung abzuspriechen. Demgegenüber ist aber auch die Frage berechtigt, ob öffentliches Handeln und Politik im weitesten Sinn überhaupt ohne Inszenierung denkbar sind. Aus einer solchen Perspektive heraus wäre wiederum der mitunter hohe Grad an „Rhetorisierung“ der von Lendon analysierten Fallbeispiele nur bedingt überraschend und die Rhetorik letztlich nur ein zeitgenössisch besonders bedeutender Bezugsrahmen.

Doch es wäre müßig, Lendons Buch aufgrund solcher Überlegungen zu kritisieren – denn nicht umsonst betont er bereits in der Einführung, „dass die Argumentation dieses Buchs spekulativ“ sei (Seite 11), da der Einfluss von Bildung auf die Weltansicht und das Handeln von Menschen letztlich nicht messbar ist und ein unmittelbarer Zusammenhang nur plausibel gemacht, aber nicht bewiesen werden kann. Entsprechend schließt er auch sein letztes Kapitel in stark relativierender Weise ab (Seite 185): „Die führenden Köpfe der Gesellschaft aber lebten in der [rhetorischen] Wolke, und um ihr Leben und Denken herum wirbelte diese Wolke – aber nicht alle von ihnen und nicht die ganze Zeit.“ In einer solchermaßen eingeschränkten Form dürfte Lendons Ansatz den meisten Lesern und Leserinnen durchaus plausibel erscheinen. So oder so lässt sich sagen, dass Lendon einen durchaus erfrischenden Blick auf die Rolle wirft, die die Rhetorik für die soziale Wirklichkeit im Imperium Romanum spielte, womit er völlig zu Recht ältere Anschauungen, die die Redekunst als eitlen, leeren Tand ohne nennenswerte historische Bedeutung abtun wollten, über den Haufen wirft.

Dr. Jonas Scherr

Mittelalter

Das neue Rom

Eine gut lesbare, den aktuellen Forschungsstand reflektierende Geschichte des Byzantinischen Reiches in deutscher Sprache hat lange gefehlt. Johannes Preiser-Kapeller hat diese Lücke nun geschlossen, und sein Buch wird interessierte Laien ebenso wie Kenner der Materie überzeugen. Es ist dem Autor gelungen, dem Jahrtausend der Byzantiner (Preiser-Kapeller spricht mit gutem Grund durchgehend von „Römern“ und betont damit die Kontinuität zum antiken Imperium Romanum) den Platz in der Geschichte der mittelalterlichen Welt zuzuweisen, der ihm zukommt – wenngleich auch er nicht wird verhindern können, dass Byzanz an Schulen, Hochschulen und im allgemeinen Bewusstsein weiterhin ein Schattendasein führen wird. Dieses resultiert aus altererbten Vorurteilen, die sich mit Begriffen wie „Orient“, „Byzantinismus“, „Caesaropapismus“, „Dekadenz“ und so weiter verbinden.

Erfreulich forscht er bereits auf den ersten Seiten des Buches auf, bevor er seine Darstellung mit dem Reich Diokletians (284–305) und Konstantins I. (306–337) beginnt und im Folgenden chronologisch voranschreitet – bis zum Fall Konstantinopels im Jahr 1453. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf eine monotone Aufzählung von Ereignissen oder die Entfaltung der politischen Geschichte – im Gegenteil. Immer wieder lenkt Preiser-Kapeller den Blick auf wirtschaftliche Aspekte, verweist auf spannende archäologische Befunde und gibt Einblicke in Kultur und Mentalität, vor allem auch in die Religiosität der Akteure. Auf diese Weise ist eine farbenprächtige, lebensnahe und fesselnde Darstellung entstanden, die mit dazu beitragen wird, überkommene Byzanz-Bilder zu entstauben.

Verschiedene Leit motive ziehen sich durch den Text: Wiederholte Rekurse auf Ergebnisse naturwissenschaftlicher Klima-

forschung zeigen, welch großen Gewinn die Erweiterung unseres Quellenbestands darstellt, den das wachsende Datenmaterial inzwischen ermöglicht. Auch mit seinen stetigen Seitenblicken auf benachbarte und entferntere Akteure (der Horizont reicht bis nach China) zeigt sich der Autor auf der Höhe theoretisch-methodischer Anforderungen global-historischer Ansätze: Seine Geschichte des mittelalterlichen Römerreichs ist zugleich auch eine Geschichte seiner Verflechtungen mit dem lateinischen



Johannes Preiser-Kapeller, **Byzanz. Das Neue Rom und die Welt des Mittelalters.** Verlag C. H. Beck, München 2023, 352 Seiten, € 22,–.

Westen, der eurasischen Steppe, den vorder- und zentralasiatischen Machtbildungen – und damit auch: der islamischen Welt.

Darunter bleiben die bekannten Diskussionsschwerpunkte zur byzantinischen Geschichte weiterhin gut erkennbar: die allmähliche Verschiebung des Zentrums der römischen Welt nach Konstantinopel, das „andere Zeitalter Justinians“, in dem epochale politische Errungenschaften mit Endzeiterwartungen, Katastrophen und der „Justinianischen Pest“ konfrontiert werden, der Existenzkampf gegen die Araber im 7./8. Jahrhundert und die damit verbundene Frage, warum das Reich überlebt hat; Konsolidierung und Bilderstreit, das Reich der Komnenen und die Neustrukturierung der byzantinischen Gesellschaft, das Trauma des Vierten Kreuzzugs als „allerletzte[s] Ende der Antike“ (Seite 251, vgl. Seite 252:

„Nennt man bis heute die ‚Vandalenakte‘ bei den Eroberungen Roms 410 und 455 als Markierungspunkte für das Ende der Antike, so wäre die Plünderung Konstantinopels 1204 als Zerstörung einer noch viel längeren Kontinuität antiker Urbanität ebenfalls zu verzeichnen“) und die Kette von Fehleinschätzungen und Katastrophen, die zum Untergang 1453 führten.

All dies ist glänzend geschrieben, beruht auf einer profunden Kenntnis des Quellenmaterials (das auch immer wieder erläutert und problematisiert wird) und der Forschungsliteratur. Fazit: unbedingt lesenswert.

Prof. Dr. Mischa Meier

Prächtiges Gesetzbuch

Die „Goldene Bulle“ ist das bedeutendste verfassungs-geschichtliche Dokument des Mittelalters und Teil des Weltokumentenerbes. Sie ist ein Gesetzbuch, das in 31 Kapiteln vorrangig die Wahl der römisch-deutschen Könige und Kaiser durch die sieben Kurfürsten regelte. Die ersten 23 Kapitel wurden auf dem Nürnberger Hoftag am 10. Januar 1356, die weiteren acht Kapitel auf dem Metzger Hoftag am 25. Dezember 1356 verkündet. Als „Grundgesetz“ des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation galt sie bis zu dessen Ende im Jahr 1806. Dabei muss betont werden, dass dem Mittelalter die modernen Begriffe von Staat und Verfassung fremd waren. Herrschaft war im Wesentlichen personenbezogen. Insofern waren die Rechtssätze der „Goldenen Bulle“ vor allem an die Kurfürsten adressiert.

Erhalten haben sich bis heute sieben Ausgaben. Zusätzlich existieren mehrere Abschriften. Die bekannteste davon ist die besonders prächtige Version, die im Jahr 1400 für den böhmischen (und zeitweiligen römisch-deutschen) König Wenzel angefertigt wurde. Ein derart wichtiges und von Anfang an herausragend gestaltetes Dokument verdient eine besondere Darstellung und Würdigung. Eva Schlotheuber und Maria Theisen haben diese nun vorgelegt. Sie befassen sich

in einem großformatigen, gewichtigen und sehr schön ausgestatteten Band (den es gegen den doppelten Preis auch als in Leder gebundene Prachtausgabe gibt) mit allen Aspekten rund um die „Goldene Bulle“.

Das Buch lässt keine Fragen und keine Wünsche offen. Die erste Hälfte des Bandes stellt die historischen Umstände dar, unter denen die „Goldene Bulle“



Eva Schlotheuber/Maria Theisen, **Die Goldene Bulle von 1356.**

Das erste Grundgesetz des römisch-deutschen Reiches. wbv Theiss, Darmstadt 2023, 432 Seiten, € 150,–.

entstand. Die Autorinnen analysieren die Rollen des Kaisers und der Kurfürsten im Reich. Sie schildern die schwierige Konsensbildung anhand der Regierungszeiten Kaiser Ludwigs und Karls IV., der zunächst nur ein Gegenkönig Ludwigs war. Bis zum 16. Jahrhundert waren die Königs- und die Kaiserkrönung voneinander getrennt. Letztere hatte durch den Papst in Rom zu erfolgen.

Welche Hindernisse Karl IV. rund 180 Jahre zuvor überwinden musste, bis er endlich (wenn auch nur durch einen Kardinal) gekrönt wurde, und welche Rolle der Humanist Francesco Petrarca dabei spielte, wird in dem Band ebenfalls dargestellt. Mehr als die Hälfte des Buches nimmt die „Goldene Bulle“ selbst ein. Die Autorinnen erläutern ihr Zustandekommen auf den Hoftagen in Nürnberg und Metz und schildern ihre langanhaltende Wirkung bis 1806. Die für König Wenzel hergestellte Fassung ist auf 157 Seiten vollständig und in Farbe abgedruckt. Im Anschluss erklären Schlotheuber und Theisen die Handschrift, beschreiben ihre Initialen und Miniaturen, liefern Angaben zu den Texten der sieben Originalausgaben und schließlich den lateinischen Text

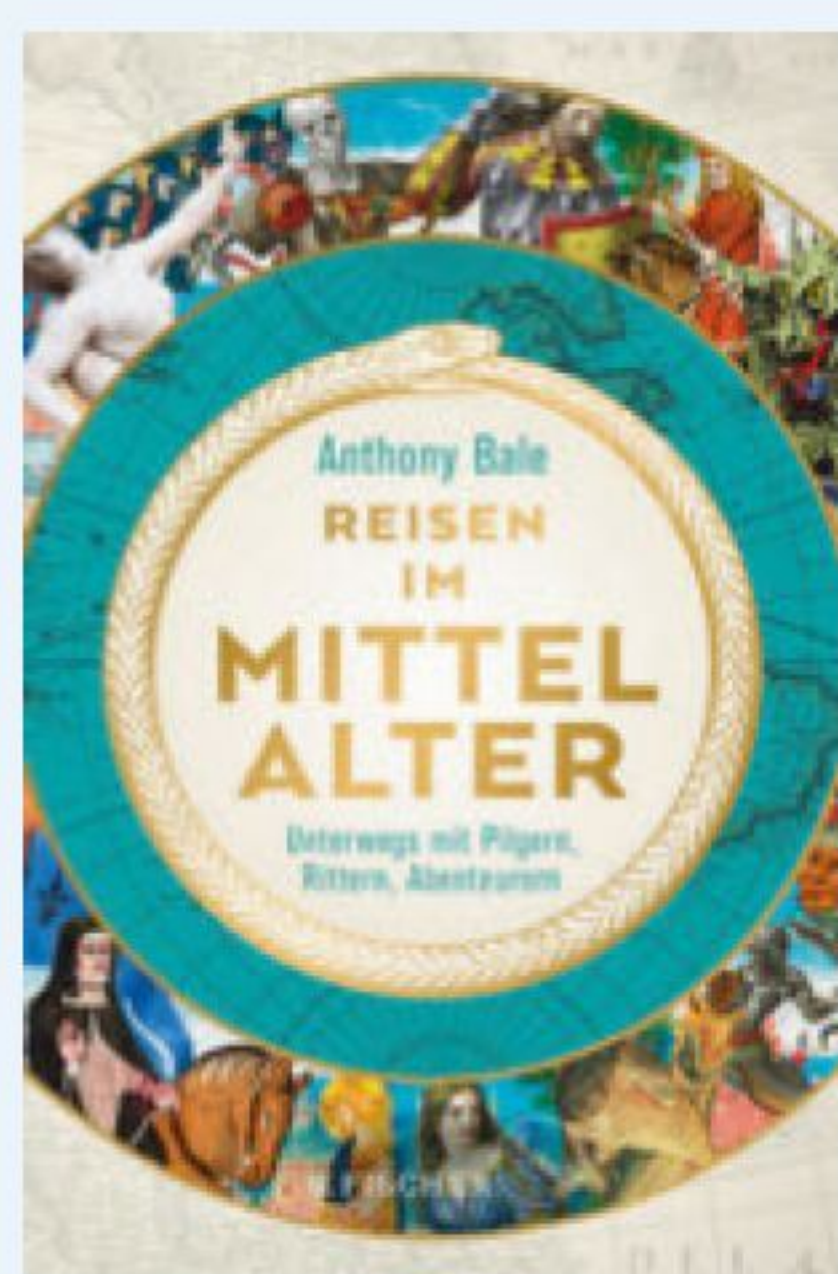
der „Goldenen Bulle“ mit einer neuhochdeutschen Übersetzung. Der Band ist ein Glücksgriff, der jedem am Mittelalter Interessierten zu empfehlen ist.

Prof. Dr. Philipp Austermann

Lebendiger Reiseführer ins Mittelalter

Heute legen Individualreisende in Zug oder Pkw 100 Kilometer und mehr pro Stunde zurück. Fast alle Orte der Erde sind irgendwie erreichbar. Im Zeitalter von Globalisierung und Massentourismus bietet der Blick zurück in die Geschichte deshalb vor allem Andersartigkeit. Reisen im Mittelalter waren mühsam, gefährlich und nach unserem Zeitempfinden vor allem langwierig. Nur in dringenden Fällen schafften Kuriere mit wechselnden Pferden 100 Kilometer pro Tag. In der Regel ging es wesentlich gemächlicher voran.

Anthony Bale überbrückt die zeitliche Ferne zwischen Gegenwart und Mittelalter mit einem intelligent gestalteten Buch, das von gut ausgewählten Beispielen und Geschichten lebt. Auch wenn im Mittelalter im Verhältnis zu heute nicht viele reisten, wurde viel gereist: aus Neugier-



Anthony Bale, *Reisen im Mittelalter. Unterwegs mit Pilgern, Rittern, Abenteurern*. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2024, 480 Seiten, € 28,-.

de, zum Kämpfen, aus Frömmigkeit zu Pilgerzielen, aus Lust auf lukrative Gewinne im Fernhandel. Zum verlockenden Fernweh gesellte sich in der Fremde nicht selten das Heimweh.

Das Buch beginnt mit dem berühmten Nürnberger Globus von Martin Behaim von 1492 mit den drei in Antike und Mittelalter

bekannten Kontinenten Asien, Europa und Afrika. Die Weltkugel entstand, als Kolumbus seine Westreise über den Atlantik wagte. Bald sprengte neues Wissen das tradierte Weltbild, und der Globus wurde zum Museumsstück. Bei den unscheinbaren Schwarzweißabbildungen im Kleinformat gab sich der Verlag leider keine Mühe. Anderswo sind Behaims Globus und die anderen Bilder dieses Buches weit besser präsentiert.

Quellennah lockt Bale seine Leserinnen und Leser immer weiter in die Ferne, zuerst durch das lateinische Europa, danach in die faszinierende Mittelmeerwelt mit Rundgängen durch Konstantinopel oder Jerusalem, schließlich nach Äthiopien, Indien, China oder Japan. Am Schluss stehen die mittelalterlichen Imaginationen vom Ende der Welt und von den Antipoden. Dabei wird über das Gesehene viel mehr als über das Reisen selbst geschrieben. Originell sind die Verhaltenstipps, die den Kapiteln im Stil eines modernen Reiseführers beigegeben werden: Umrechnungstabellen für Währungen, Regeln fürs Benehmen, Tipps zum Durchqueren der Wüste, erste Wörter in der fremden Sprache, dringend nötige medizinische Ausrüstung. Früh sollte der Reisende lernen, in einer mongolischen Jurte nicht zu urinieren oder Milch auf den Boden zu schütten. Wir nennen dies interkulturelle Kompetenz.

Der Verfasser nutzt für sein faszinierendes Buch vor allem englischsprachige Literatur. Die brillanten deutschsprachigen Bücher von Folker Reichert zum mittelalterlichen Reisen sind ihm leider entgangen. Text und Übersetzung tun sich schwer mit der im Mittelalter lange vorherrschenden Einnamigkeit. Bei dem oft genannten Odorich von Pordenone beispielsweise ist „von Pordenone“ weder Adelstitel noch Personenname, sondern einfach nur Herkunftsbezeichnung; korrekt heißt der Mann Odorich. Trotz solch kleiner Einwände liegt hier ein in Fülle und Weite gut geschriebener und vergnüglich zu lesender Reiseführer in ein fernes Zeitalter vor.

Prof. Dr. Bernd Schneidmüller

Ein Herrscher, der seine Welt zum Beben brachte

Das Grabdenkmal von Karl IV., der einige Wochen nach seinem Tod am 29. November 1378 im Prager Veitsdom beigesetzt wurde, ist bereits im Zuge der Hussitenkriege Anfang des 15. Jahrhunderts schwer beschädigt worden. Heute ist es völlig verschwunden. Aus einer zeitgenössischen Leichenpredigt kennen wir jedoch eine Inschrift am Grab des Kaisers, in der Karl IV. als *magni quondam tremor orbis*, als „einstmals das Beben des großen Erdkreises“, überhöht wurde. Auf diese Überlieferung geht der (sprachlich modernisierte) Untertitel des vorliegenden Buches zurück, das in weiten Teilen tatsächlich eher einer Welt als einer Lebensgeschichte gleicht.

Wie aber sollte es bei einem mächtigen Herrscher wie dem



Olaf B. Rader, *Kaiser Karl der Vierte. Das Beben der Welt. Eine Biographie*. Verlag C. H. Beck, München 2023, 544 Seiten, € 38,-.

Luxemburger Karl IV., der wohl markantesten politischen wie geistigen Persönlichkeit des 14. Jahrhunderts, auch anders sein. Es war eine beachtliche Leistung, die Interessen des eigenen Hauses, Belange der Kirche sowie Anliegen der Landes-, Reichs- und Europapolitik aufeinander abzustimmen und gleichzeitig mit diplomatischem Geschick durchzusetzen.

Der als Sachbuchautor ausgewiesene Mediävist Olaf B. Rader, der an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften tätig ist und gleichzeitig an der Humboldt-Universität Kulturgeschichte lehrt, beschränkt sich nicht auf die politisch-dynastischen Zusammen-

hänge, sondern räumt der intellektuellen Entwicklung Karls, seinem Kunstsinn und seiner Glaubenswelt ebenso breiten Raum ein wie Aspekten der Bau-, Rechts- und Bildungspolitik. Ungewöhnlich knapp werden lediglich die Frauen im Umfeld Karls, insbesondere die vier Ehefrauen, sowie die zahlreichen Kinder behandelt.

Insgesamt werden die Leserinnen und Leser am Ende belohnt, durch viele kluge Einsichten, überraschende Zusammenhänge und eine durchgängig kritische, um Distanz und Sachlichkeit bemühte Darstellung. Der breite Zugriff und die thematische Vielfalt haben allerdings ihren Preis. Eine Orientierung im eigentlichen Wortsinn erhält man in diesem Sachbuch nicht. Weder die literarisch ansprechende, historisch aber fragwürdige Kapiteileinteilung („Erwählt“, „Erhöht“, „Verweht“) noch die Benennung der Unterabschnitte lässt erahnen, was man auf den entsprechenden Seiten vorfindet. Denn was soll man sich unter vagen, vielfach saloppen Bezeichnungen wie „Die Weidenstäbchenschnitzer mit dem schiefen Hals“, „Wie verreckte Ziegen“ oder „Bruderschaft auf Bühnenbrettern“ genau vorstellen?

Das nicht gerade kurze Inhaltsverzeichnis enthält, für eine Biographie doch recht ungewöhnlich, keinerlei Jahreszahl. Ähnlich verhält es sich mit Angaben zum Raum und zur Geographie. Dass Karl IV. seinen böhmischen Länderkomplex um das Zentrum Prag herum systematisch aufzubauen und zu festigen verstand und dadurch Spannungen im römisch-deutschen Reich auslöste, ist für den Leser nicht nachvollziehbar. Nicht ohne Grund hatte schon Kaiser Maximilian I. an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit den Luxemburger als

„Böhmens Erzvater“, aber des „Reiches Erztiefvater“ bezeichnet.

Das neue Werk Raders setzt insofern bemerkenswerte Akzen-

te, aber es ersetzt nicht die älteren, eher klassisch angelegten Biographien zu Karl IV., die in beachtlicher Zahl vorliegen.

Prof. Dr. Joachim Bahlcke

Neuzeit

Albrecht Dürer und der Kunstmarkt seiner Zeit

Um mit einer Einschränkung zu beginnen: Eine Biographie Albrecht Dürers ist dieses thematisch heterogene Buch nur sehr partiell, nach Seitenzahlen zu etwa einem Drittel. Dazu fehlt es auch an Kenntnis des neuesten Forschungsstands und einer kritischen Prüfung der jahrhundertlang weitergesponnenen Dürer-Legenden und der den Mythenbildungen zugrundeliegenden Quellen. So ist die stachelige Pflanze, die Dürer auf seinem Selbstporträt von 1493 in den Händen hält, wie Shira Brismann in einem eindrucksvollen Essay investigativer Botanik nachgewiesen hat, für Dürer kein „Männertreu“, sondern ein „Sternkraut“, und er weist damit nicht auf künftiges Ehe(un)glück, sondern als Schicksalsblume auf eine große Zukunft hin.

Von einer engen Freundschaft Dürers mit dem Humanisten Conrad Celtis kann bei kritischer Sichtung der Dokumente keine Rede sein, Dürers erste Reise nach Venedig 1494/95 ist zumindest sehr fraglich, das Bild, das er bei seinem einzigen nachgewiesenen Venedig-Aufenthalt 1506 malt, ist kein „Rosenkranzfest“, das es als solches erst seit 1571/72 gibt, seine Beziehung zu Willibald Pirckheimer ist ein klassisches Patronageverhältnis und keine Kumpel- und Stammtisch-Beziehung. Ungewöhnlich ist zudem, dass Dürers Altarbild-Produktion ausgerechnet an einem Werk festgemacht wird, das 1729 einer Feuersbrunst zum Opfer fiel und nur in einer mittelmäßigen Kopie erhalten ist. Dem diesem Auftrag zugrundeliegenden Briefwechsel Dürers mit dem Frankfurter Kaufmann Jakob Heller steuert die Verfasserin einen fiktiven Brief bei, den Heller ihrer

Ansicht nach so geschrieben haben könnte – ein zumindest irritierendes Vorgehen, zumal es zu diesem Brief kurz darauf heißt: „Er schrieb an ihn...“ (Seite 121).

Trotzdem ist Ulinka Rublack's Buch sehr zur Lektüre zu empfehlen. Seine große Stärke liegt in den nicht-biographischen und



Ulinka Rublack, *Dürer im Zeitalter der Wunder. Kunst und Gesellschaft an der Schwelle zur globalen Welt.* Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2024, 640 Seiten, € 42,-.

speziell den „dürerabgewandten“ Ausführungen zu Kunstproduktion, Kunsthandel, Kunstvermarktung und Kunstagenten des späten 16. und 17. Jahrhunderts, die den Leser mit imponierender Quellenkenntnis und entsprechenden Zitaten in eine erste Phase der kommerziellen und kulturellen Globalisierung einführen. So wird in spannenden Erzählungen und aufschlussreichen Einblicken aufgezeigt, welche Propagandafunktion und welchen Verherrlichungswert Sammlungen von Bildern und Raritäten aller Art wie seltene Federn und Muscheln für Fürsten und soziale Aufsteiger wie die Augsburger Fugger mit ihren Wunderkammern besaßen und wie solche Objekte in heftiger Konkurrenz mit anderen Bestellern und Auftraggebern aufgespürt und verkauft wurden. Dabei liegt immer wieder auch ein spezielles Augenmerk auf den

Werken Dürers und seinen passionierten Sammlern wie dem bayerischen Kurfürsten und dem habsburgischen Kaiser Rudolf II.

So schließt sich am Ende der thematische Kreis eines Buches, das wie aus verschiedenen Fachaufsätzen zusammengesetzt wirkt. Dass es unter dem Strich ein gut lesbares, streckenweise fesselndes Ganzes geworden ist, macht ein besonderes Verdienst der Verfasserin aus.

Prof. Dr. Volker Reinhardt

Wie die Gesellschaft entdeckt wurde

Wir leben, so hört man immer wieder, in einer Zeitenwende, die durch Wandlungsprozesse gekennzeichnet sei, die sich mit den Schlagworten Populismus, Demokratie- und Klimakrise oder Digitalisierung verbinden. Dabei dreht sich vieles um die Frage, was all diese Veränderungen und Umbrüche mit „der Gesellschaft“ machen, auf die Soziologen, Demoskopien oder Journalisten ihren professionalisierten Blick richten, um Transformationskosten zu verbuchen und gesellschaftliche Chancen und Risiken zu vermessen.

Dies war um 1800 anders. Denn an der Wende zur Moderne, der sogenannten „Sattelzeit“ – den Begriff prägte der Historiker Reinhart Koselleck –, gab es diesen Gesellschaftsbegriff als Vorstellung eines sozialen Ganzen noch nicht, wie der Darmstädter Historiker Christof Dipper zeigt. Er widmet sein gedankenreiches Buch der Frage danach, wie und mit Hilfe welcher Begriffe die damals lebenden Menschen die in wenigen Jahrzehnten sich vollziehende Veränderung ihrer Welt ordneten. Das Werk stellt dabei keine Gesamtdarstellung dar, sondern kreist das Thema in drei begriffsgeschichtlichen Studien ein, die vor allem die zeitgenössische Publizistik in den Blick nehmen.

Der Verfasser fragt im ersten Teil danach, wie und wann sich der moderne Gesellschaftsbegriff durchgesetzt hat. Die Gebildeten beobachteten die rapiden Veränderungen ihrer Lebenswelten, nutzten dafür aber traditionelle

Begriffe und hielten sich von empirischen Forschungen im engeren Sinn fern. Deshalb zeichnete sich der neue Gesellschaftsbegriff erst in den 1840er Jahren ab, während die Soziologie als Wissenschaft gesellschaftlicher Selbstbeobachtung sogar noch später, nämlich erst in den 1880er Jahren, ihren Durchbruch



Christof Dipper, *Die Entdeckung der Gesellschaft. Sattelzeit in Europa 1770–1850.* Vergangenheitsverlag, Berlin 2023, 372 Seiten, € 24,-.

erlebte und damit auch all die Kategorien, mit denen wir bis heute über Gesellschaft nachdenken.

Der zweite Teil des Buches analysiert, welche Bilder die Zeitgenossen von ihrer Epoche entwarfen und welche Entwicklungspotentiale sie sahen. Der beschleunigte Wandel, das Massenelend der 1840er Jahre und die Dynamisierung sozialer Positionen führten dazu, dass zahlreiche Menschen versuchten, ihre Zeit begrifflich zu bestimmen. In diesen Versuchen bildet sich der Wandel von der Standes- zur Klassengesellschaft ab, wobei die alten ständischen Begriffe zunehmend entwertet, anders gefüllt oder mit neuen Konzepten in Verbindung gebracht wurden. Der Wandel der sprachlichen Erfassung der Welt verweist auf den Wandel dieser Übergangswelt.

Anhand von überlieferten Zahlen und Daten zeichnet Dipper im dritten Teil seiner Darstellung nach, inwiefern die Sozialordnung in Mitteleuropa im behandelten Zeitraum eine Übergangsgesellschaft zwischen ständischer Ordnung und marktbedingter Klasse gewesen ist.

Insgesamt bietet das gelungene Buch interessante Perspektiven, setzt aber erhebliche

Kenntnisse bei seinen Leserinnen und Lesern voraus. Wer sich jedoch für die hier behandelten Fragen nach sozialen Veränderungen und deren begrifflicher Erfassung interessiert, der erhält zahlreiche Anregungen.

Dr. Sebastian Rojek

Die lange Geschichte des Judenhasses

Wenn schon vor dem 7. Oktober 2023 eine Verunsicherung darüber vorherrschte, wann Handlungen als antisemitisch zu bezeichnen sind, so wird diese Frage aufgrund der gegenwärtigen politischen Situation umso drängender. Insofern ist es hilfreich, wenn neuere Darstellungen diesem Komplex nachgehen und versuchen, Licht in das Dunkel der Begriffsverwirrung zu bringen und die gegenwärtige Orientierungslosigkeit mit historischer Urteilskraft zu überwinden.

Dezidiert nutzt Sebastian Voigt im Titel seines Buches nicht den Begriff Antisemitismus, sondern den generischen Terminus Judenhass, und prägnant ist der Untertitel „Eine Geschichte ohne Ende“ mit einem Fragezeichen versehen. Im Klappentext des Verlags hingegen heißt es „Der



Sebastian Voigt, *Der Judenhass. Eine Geschichte ohne Ende?* Hirzel Verlag, Stuttgart 2024, 232 Seiten, € 25,-.

Hass beginnt vor 2500 Jahren“. Schon in der Einleitung macht Voigt aber klar, dass der Judenhass im 19. Jahrhundert grundlegende Veränderungen durchgemacht hat. Die moderne Judenfeindschaft unterscheidet sich, wie Voigt betont, fundamental vom christlichen Antijudaismus. Entsprechend knapp, aber treffend, fallen die ersten

beiden Kapitel über die Judenfeindschaft in der antiken Welt und im mittelalterlichen Deutschland aus.

Es folgt unter der Überschrift „Verschwörungen“ ein Abschnitt über Judenfeindschaft seit der Entstehung des Kapitalismus. Breiteren Raum widmet Voigt dem 19. Jahrhundert. Beginnend mit dem Frühantisemitismus und der Gewalt gegen Juden in der Revolution von 1848, stellt Voigt die Entstehung des Antisemitismus im Kaiserreich dar. In diesen Abschnitten wären indes vergleichende Hinweise auf den gravierenden Antisemitismus in Rumänien und die Pogrome in Russland erhellend gewesen. Auf die europäischen Dimensionen ist er lediglich kurz im Kapitel über die Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg eingegangen.

Ausführlich schildert Voigt die Entwicklung des Antisemitismus in der Weimarer Republik sowie die „Ausgrenzung und Vernichtung“ durch das nationalsozialistische Deutschland. In seinen zur Gegenwart hin umfangreicher werdenden Abschnitten rekapituliert er etwa zentrale Kontro-

versen in Deutschland um den Antisemitismus. Die Herausbildung der neuen deutschen Erinnerungspolitik in den Dekaden um die Jahrhundertwende und die Herausbildung eines anti-antisemitischen Grundkonsenses thematisiert er allerdings kaum.

Kleinere Ungenauigkeiten und einige nicht korrekte Zuschreibungen können jedoch den positiven Gesamteindruck insbesondere der historischen Kapitel in keiner Weise beeinträchtigen. In diesen vermag Voigt die oft komplexen und verwirrenden Zusammenhänge prägnant und bündig darzustellen. Hervorzuheben ist insbesondere die fundierte Kritik am verbreiteten Topos der 2500-jährigen Geschichte des Antisemitismus, auf die Voigt dann jedoch in seinem Schlusswort selbst rekurriert. Erhellend ist ferner die klare Betonung des nicht-religiösen Charakters der modernen Judenfeindschaft. Da dieses an ein breites Publikum gerichtete Buch auch klar und deutlich geschrieben ist, kann es eine wertvolle Hilfe bei der Aufklärung über den Antisemitismus leisten.

Prof. Dr. Ulrich Wyrwa

Zeitgeschichte

Führender Kopf im deutschen Wirtschaftsleben

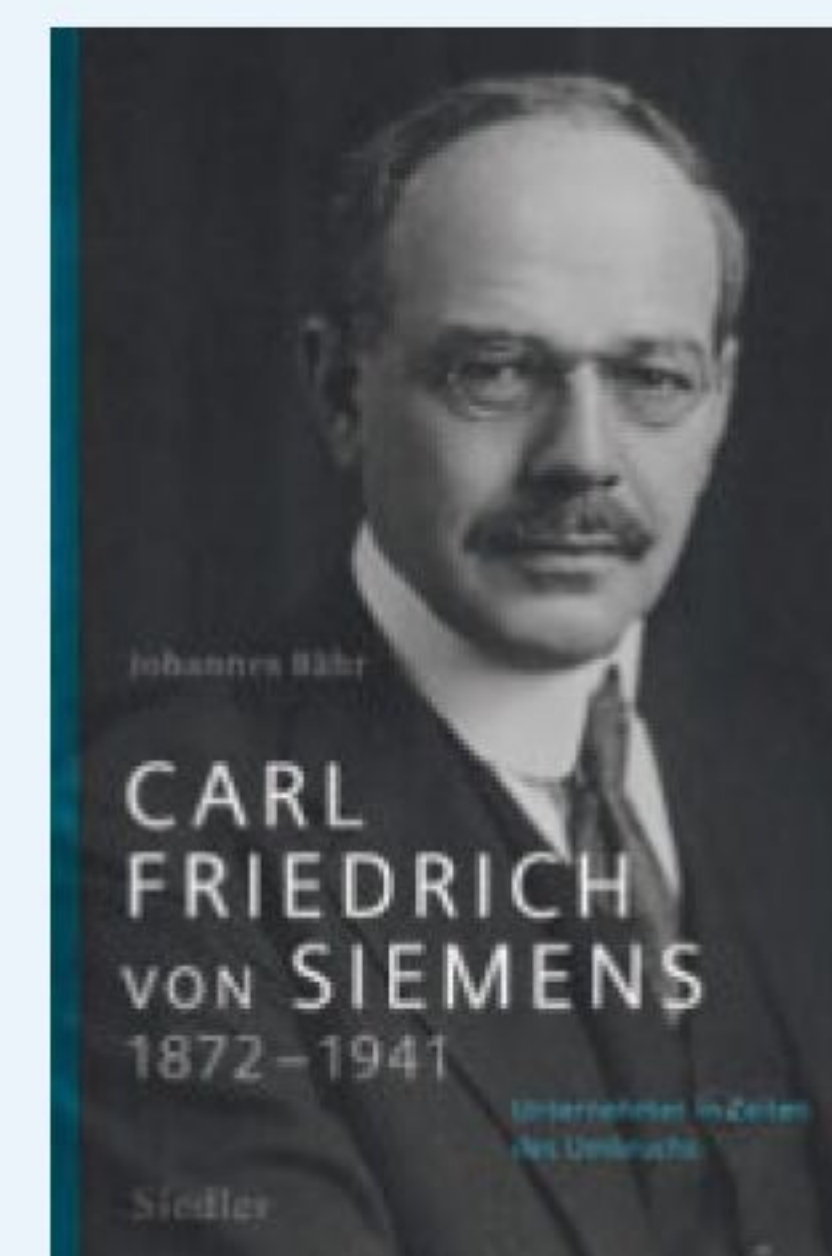
Nachdem der ausgewiesene Wirtschafts- und Unternehmenshistoriker Johannes Bähr bereits 2016 eine vielbeachtete Biographie von Werner von Siemens publiziert, liegt nun auch die des weniger bekannten jüngsten Sohns Carl Friedrich vom selben Autor vor. Bähr macht bereits einleitend keinen Hehl daraus, dass diese Biographie im Auftrag des Unternehmens entstanden ist (Seite 13). Im Gegensatz zu älteren Arbeiten zu dem Thema, wie etwa der Sammlung von Kurzbiographien der Konzernchefs von Wilfried Feldenkirchen aus dem Jahr 2005 oder der Biographie von Georg Siemens von 1960 – die eher dem Bereich der Öffentlichkeitsarbeit als der Geschichtsschreibung zuzuordnen

sein dürften – lässt es der Autor aber an keinem Punkt an der nötigen kritischen Distanz zu seinem Untersuchungsgegenstand fehlen.

Carl Friedrich von Siemens war einer der führenden Köpfe im deutschen Wirtschaftsleben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und stand dem Siemens-Konzern in der Zeit der Hyperinflation, der Weltwirtschaftskrise und schließlich während der nationalsozialistischen Diktatur vor. In diesen nicht nur aus ökonomischer Perspektive kritischen Jahren gelang es unter seiner Leitung, den Konzern auszubauen und zu stabilisieren.

Auch engagierte er sich als Politiker. Er war von 1920 bis 1924 Reichstagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei. Für ein Jahrzehnt leitete er den Verwaltungsrat der Deut-

schen Reichsbahngesellschaft als deren Präsident, war darüber hinaus in einer Vielzahl von Wirtschaftsverbänden aktiv und saß in den unterschiedlichsten Aufsichtsräten. Diese bemerkenswerte Karriere war unzweifelhaft nur aufgrund seines familiären Hintergrunds möglich. In seinen frühen Jahren hatte sein gänzlichliches Versagen an Schule und Universität ihn in der innerfamiliären Wahrnehmung eher zu einem Sorgenkind gemacht. Als



Johannes Bähr, *Carl Friedrich von Siemens 1872–1941. Unternehmer in Zeiten des Umbruchs*. Siedler Verlag, München 2023, 448 Seiten, € 40,-.

er nach dem frühen Tod seines Halbbruders Georg Wilhelm von Siemens diesem 1919 als Kopf des „Hauses Siemens“ nachfolgte, erwies er sich der Aufgabe aber ganz unerwartet als gewachsen.

Die Einschätzung seiner Welt- und seiner Leistungen, die Bähr in seinem gut lesbar geschriebenen Buch ausführlich darlegt, unterscheiden sich allerdings nicht grundsätzlich von älteren Arbeiten. Aufgrund der unvollständigen Überlieferung ist es nur phasenweise möglich, auch einen Blick hinter die öffentliche Person zu werfen. Wo die Überlieferung dies erlaubt, finden sich durch aussagekräftige Quellenzitate unterfütterte Exkurse, so etwa beispielsweise zur Scheidung von seiner zweiten Frau.

Das Buch dürfte trotz seines wirtschaftshistorischen Schwerpunkts für ein breiteres Publikum von Interesse sein, da es Bähr gelingt, sowohl die aktuellen Fachdiskussionen als auch die wirtschaftswissenschaftlichen Zusammenhänge in kompakter und verständlicher Form in seinen Text einzubinden, ohne dabei ins Schulmeisterhafte abzugleiten.

Dr. Thomas Schuetz

Als Hitler den Ersten Weltkrieg gewann

Der Titel des neuesten Buches des Düsseldorfer Historikers Gerd Krumeich lässt aufhorchen. Hat Hitler etwa den Ersten Weltkrieg gewonnen? Nun, im buchstäblichen Sinn selbstverständlich nicht, aber in einem symbolischen durchaus. Diese These plausibel zu machen ist jedenfalls das zentrale Anliegen der Monographie.

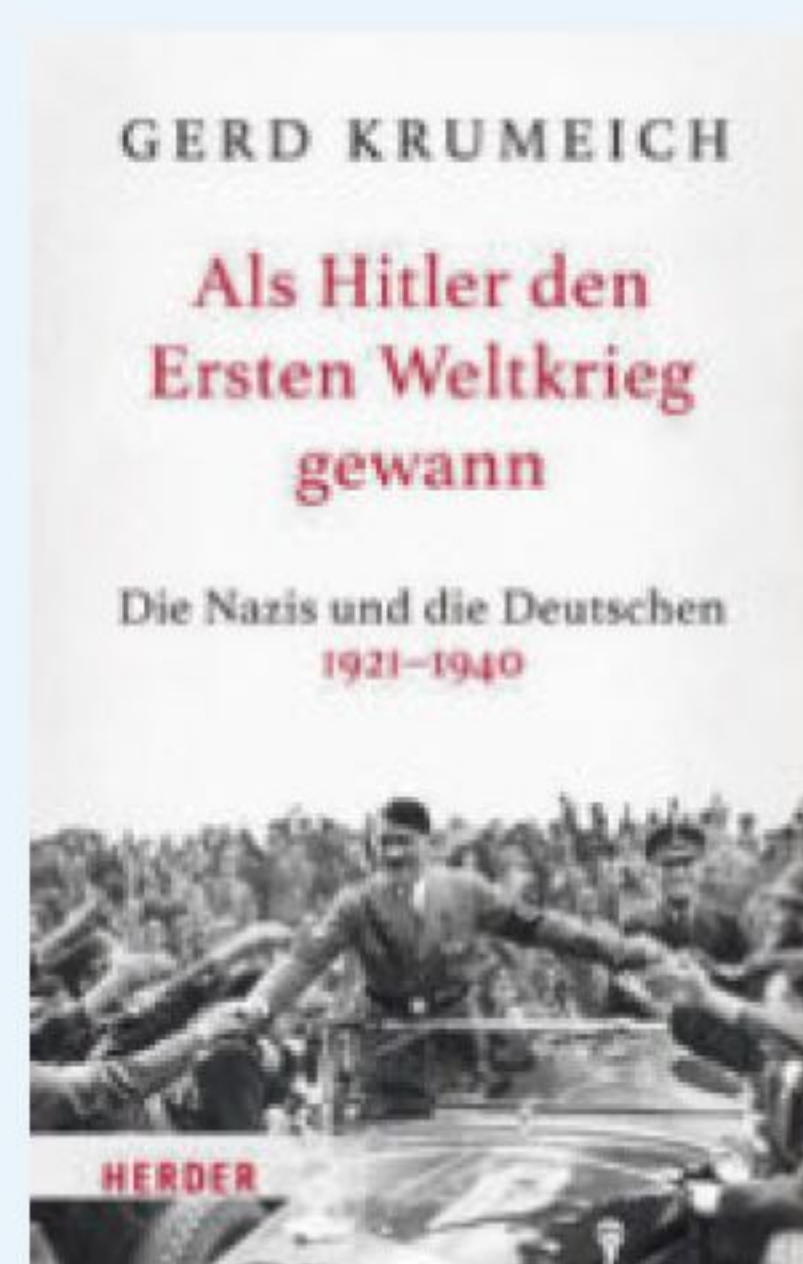
Krumeich möchte bei der Antwort auf die Frage danach, wie es Hitler und seiner Partei gelingen konnte, Millionen von Menschen für sich zu gewinnen und schließlich die Macht im Staat zu erlangen, den Faktor der Erinnerung an den Weltkrieg stärker gewichtet wissen. Auch ihm ist klar, dass eine Antwort nur in einer multifaktoriellen Analyse gefunden werden kann, deshalb fokussiert sein Buch nur einen Aspekt, der in der bisherigen Forschung durchaus benannt, aber bislang nicht systematisch so zusammengeführt worden ist.

Er strebt also eine Teilantwort an und zeigt, wie die Weimarer Gesellschaft versuchte, einen Umgang mit den Folgen des Weltkriegs zu finden. Das Buch setzt dabei einiges an Wissen voraus und beleuchtet in vielen kleinen Essays bestimmte Aspekte der Kriegserinnerung sowie die Rollen, welche Hitler und die Nationalsozialisten in diesen Erinnerungsdebatten spielten.

Den Nationalsozialisten gelang es, sich als diejenige politische Kraft darzustellen, welche die Wunden des Krieges heilen und diesem einen Sinn verleihen könne. Hitler inszenierte sich als

Verkörperung des unbekannten Soldaten, der die Schützengrabengemeinschaft des Ersten Weltkriegs in eine Volksgemeinschaft transformieren und die zerrissene Gesellschaft zusammenführen könne. Weit mehr als Antisemitismus, Rassismus oder Wirtschaft waren es diese von den Nationalsozialisten permanent bedienten Themen, die Anschluss an die Mitte der Gesellschaft boten.

Der Republik gelang es nicht, einen Umgang mit dem Erbe des Krieges zu finden, der zu einem demokratieverträglichen Konsens führte, weshalb dieses politische Feld von den Nationalsozialisten bestellt werden konnte.



Gerd Krumeich, *Als Hitler den Ersten Weltkrieg gewann. Die Nazis und die Deutschen 1921–1940*. Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2024, 347 Seiten, € 26,–.

Die NS-Partei umwarb die Kriegsbeschädigten und suchte die Anerkennungsbedürfnisse der Kriegsverlierer geschickt zu bedienen.

Nach 1933 instrumentalisierte Hitler den Ersten Weltkrieg, um seine vermeintliche Friedenspolitik zu legitimieren, während er gleichzeitig in gewagten außenpolitischen Manövern den Versailler Vertrag revidierte und das Reich auf Kriegskurs brachte. Als Frankreich im Sommer des Jahres 1940 kapitulieren musste, schienen die Wunden des Großen Krieges endlich geheilt zu sein. Die NS-Führung bemühte sich, diesen Sieg als das eigentliche Ende des Ersten Weltkriegs darzustellen und das Jahr 1918 mit dem Jahr 1940 zu überschreiben. Die Forschung hat überzeugend gezeigt, dass in diesem Moment die Zustimmung der Deutschen zum „Führer“ wohl am größten gewesen ist.

Warum das so war, zeigt Krumeichs Buch, das der Debatte um die Frage nach dem Aufstieg Hitlers ein zwar nicht unbekanntes, aber doch hier systematischer als anderswo vorgebrachtes Argument hinzufügt.

Dr. Sebastian Rojek

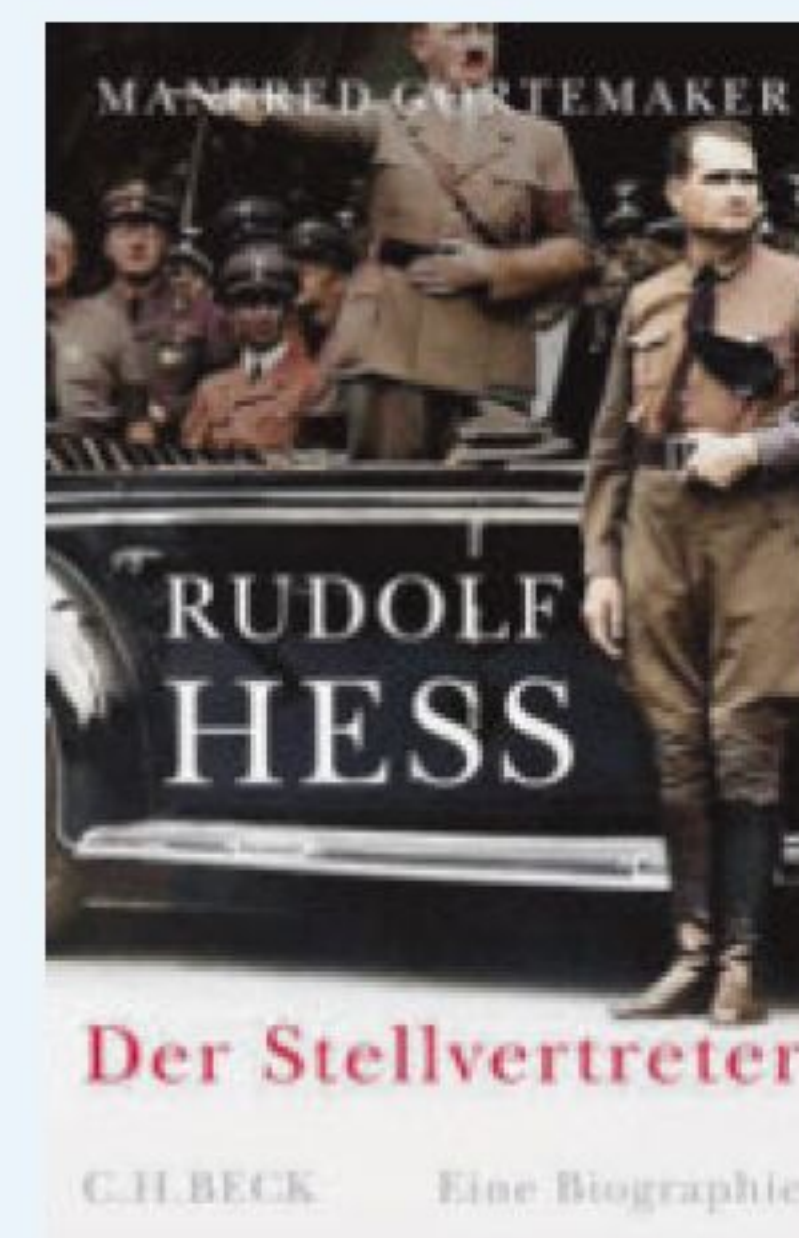
Hitlers mysteriöser Stellvertreter

Der Potsdamer Zeithistoriker Manfred Görtemaker widmet sein neuestes Buch einer der bekanntesten und zugleich mysteriösesten Führungsfiguren des „Dritten Reiches“: Rudolf Hess (1894–1987). Um kaum eine Person ranken sich so viele Mythen und Legenden: Vom England-Flug 1941 bis zum Tod in der Haft. Görtemaker macht sich daran, Licht ins Dunkel zu bringen, und hat zu diesem Zweck in jahrelanger Arbeit mehr als 20 Archive im In- und Ausland durchforstet. Diese Leistung merkt man dem Buch an, das stets sachlich und dicht an den Quellen entlang erzählt ist. Wer also war Hess, und was hatte es mit seinem berüchtigten Flug im Jahr 1941 auf sich?

Der als Auslandsdeutscher geborene Hess verließ sein Geburtsland Ägypten zur Ausbildung und gelangte so ins Reich. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs meldete er sich begeistert freiwillig, diente zunächst als Soldat und wurde schließlich zum Jagdflieger ausgebildet. Die Kriegsniederlage erlebte er als Zusammenbruch seines Wertesystems. Nach dem Krieg bewegte er sich in München im Umfeld des Geopolitikers Karl Haushofer und rechtsradikaler, gewaltaffiner Verbände. Hier traf der zunehmend zum Antisemiten avancierende Hess sowohl seine zukünftige Frau Ilse, die in politischen Fragen ganz ähnlich dachte, als auch Adolf Hitler, dessen Aura Rudolf und Ilse bald erlagen.

Hess nahm am Novemberputsch 1923 teil und verbrachte nach dessen Scheitern die Haft gemeinsam mit dem „Führer“. Diese Zeit hatte offenbar keine resozialisierende Wirkung, denn Hess blieb auch danach Hitler treu, an dessen baldigen Aufstieg

zur Macht er erstaunlich unerschütterlich glaubte. Nach 1933 zog Hess als „Stellvertreter des Führers“ in die Elite des „Dritten Reiches“ ein. Hess war damit wichtiger Teil der sich etablierenden Diktatur. Einen Gedanken verfolgte er stets weiter, nämlich die Vorstellung, man könne mit den „rassisch“ verwandten Eng-



Manfred Görtemaker, *Rudolf Hess. Der Stellvertreter. Eine Biographie*. Verlag C. H. Beck, München 2023, 758 Seiten, € 38,–.

ländern einen Ausgleich finden, der den Deutschen den Kontinent und den Briten ihr Empire überlasse. Als sich ein Zweifrontenkrieg abzeichnete, fühlte er sich zum Handeln berufen. Hess glaubte offenbar, er allein könne Hitlers ursprüngliche Idee eines Ausgleichs verwirklichen, indem er persönlich in England einen Deal aushandelte. Hess bereitete seinen Flug akribisch vor und musste nach seiner Bruchlandung in Schottland schockiert feststellen, dass hieran keinerlei Interesse bestand. Seit 1941 war Hess Gefangener der Alliierten. Im Nürnberger Prozess wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt.

Obwohl es zahlreiche Initiativen gab, ihn zu begnadigen, blieben alle Bemühungen vergeblich. 1987 beging Hess schließlich Suizid. Bis zum Ende war er seinen Überzeugungen treu geblieben und zeigte keinerlei Reue. In der Öffentlichkeit blieb er als Objekt von Verschwörungstheorien präsent und dient(e) der Neonaziszene als Symbol. Wer das flüssig geschriebene und überzeugend argumentierende Buch liest, wird nicht nur mehr über Rudolf Hess, sondern auch über das „Dritte Reich“ und seine Nachgeschichte lernen.

Dr. Sebastian Rojek

Aus den Quellen erzählt: Geschichte der DDR

„Die Unterdrückung tatsächlicher und vermeintlicher Gegner der SED ist ein integraler Bestandteil der DDR-Geschichte. So war die Staatspartei seit der sowjetischen Besatzungsherrschaft auf den Einsatz politischer Gewalt angewiesen, um ihre Minderheitenherrschaft zu errichten bzw. abzusichern.“ Dieses Fazit ziehen Markus Mirschel und Samuel Kunze in ihrer sehr empfehlenswerten Darstellung der ostdeutschen Diktatur. Sie zeigen, wie das SED-Regime in den ersten Jahren Gestalt annahm, sich dann durch massiven Druck auf die Bevölkerung stabilisierte, sich schließlich immer größerer, weiterhin staatlich unterdrückter Unzufriedenheit gegenüber sah und schlussendlich kollabierte.

Die Verfasser schildern im Wesentlichen chronologisch in vier großen Themenblöcken Aspekte des Unterdrückungsregimes in den 1950er Jahren (Verfolgung der „Großbauern“ im Zuge der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft), in den 1960er Jahren (Disziplinierung unangepasster Jugendlicher), in den 1970er Jahren (Bekämpfung von Ausreisearbeitsstellern) und schließlich in den 1980er Jahren (versteckte Beeinflussung und Verfolgung der politischen Opposition).

Auf eine thematische Einführung folgt jeweils eine Erzählung in Quellen. Sie unterstreichen eindrücklich den Unrechtscharakter des SED-Regimes, wenn etwa der Umgang mit „Großbauern“ oder mit Ausreisearbeitern oder die Versuche, die politische Opposition zu unterwandern und zu „zersetzen“, geschildert werden. Mirschel und Kunze belegen, dass allein der von der SED gelenkte Staat entschied, wer seine Gegner waren. Schon der Unwille, sich zu einer bestimmten Politik „zu bekennen“ oder auch nur daran mitzuwirken, genügte, um zum „Feind“ erklärt und beruflich drangsaliert, verhaftet und verurteilt zu werden.

Die Unterdrückungsmaßnahmen wandelten sich während der 40-jährigen DDR-Geschichte:

Die Intensität und die Maßnahmen wurden immer an den Herausforderungen ausgerichtet, denen sich die SED-Diktatur gegenüber sah. Innen- und außenpolitische Erwägungen waren dabei maßgeblich. In den ersten beiden Jahrzehnten stand die erzwungene gesellschaftliche und wirtschaftliche Umgestaltung auf der Agenda. Seit den 1970er Jahren bis 1989 ging es um die Absicherung der Diktatur, die sich in den 1980er Jahren einer immer stärker sichtbaren politischen Opposition gegenüber sah – und diese (vor allem wegen des eigenen Bildes im Ausland) immer weniger offen, sondern stärker verdeckt bekämpfte.

Die SED griff zur Unterdrückung auf das ihr treu ergebene gefürchtete Ministerium für Staatssicherheit (MfS) sowie die



Markus Mirschel/Samuel Kunze, *Diktatur im Wandel. Eine Geschichte der DDR in Quellen*. Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2023, 445 Seiten, € 30,-.

parteiikonforme Willkürstrafjustiz zurück. Ein mit den Jahren aufgebautes Spitzelnetz des MfS und der Volkspolizei versorgte nicht nur die Unterdrückungsorgane mit Informationen. Vielmehr sorgte schon die Befürchtung, durch ein bestimmtes Verhalten ins Visier des staatlichen Machtapparates zu gelangen, für Konformität der offiziell „Bürger“ genannten DDR-Untertanen. Selbst wenn die Unterdrückungsmechanismen in den 1980er Jahren vor allem verdeckt funktionierten, waren sie weiterhin jedermann bewusst. Wer die DDR und ihren Charakter als Unrechtsstaat besser verstehen will, sollte Mirschels und Kunzes Band lesen.

Prof. Dr. Philipp Austermann

Filme und Hörbücher

Freundschaft in unvorstellbaren Zeiten

Als junges Mädchen floh Hannah Pick-Goslar mit ihrer Familie vor den Nationalsozialisten nach Amsterdam, wo sie Anne Frank kennenlernte und eine enge Freundschaft mit ihr schloss. Nach ihrer Trennung im Jahr 1942 begegneten sich beide im Winter 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen wieder. Im Gegensatz zu Anne überlebte Hannah den Holocaust. 1947 emigrierte sie nach Israel. Dort verstarb sie im Oktober 2022 im Alter von 93 Jahren. Ihre berührende Erzählung über ihr Leben und die Freundschaft zu Anne Frank ist auch als Hörbuch verfügbar, eindrucksvoll gelesen von Frauke Poolman.

Hannah Pick-Goslar, *Meine Freundin Anne Frank*. Die Geschichte unserer Freundschaft und mein Leben nach dem Holocaust. Der Hörverlag, München 2023, Hörbuch-Download, Laufzeit 11 Stunden 40 Minuten, € 24,95.



Wie unser Grundgesetz entstand

Es war eine enorme Herausforderung, nach dem Ende der NS-Herrschaft in Deutschland einen demokratischen Rechtsstaat aufzubauen. Am 23. Mai 1949, vor 75 Jahren, verkündete der Parlamentarische Rat schließlich das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, das einen Tag darauf in Kraft trat. Welche Interessen die alliierten Besatzungsmächte dabei hatten, wer an der Ausarbeitung beteiligt war und wie Grundrechte wie die Meinungsfreiheit in unsere Verfassung kamen, erzählt die Politikwissenschaftlerin und Journalistin Sabine Böhne-Di Leo. Im Hörbuch verleihen die Stimmen von Jutta Seifert und Peter Lontzek ihren Ausführungen Lebendigkeit.

Sabine Böhne-Di Leo, *Die Erfindung der Bundesrepublik*. Wie unser Grundgesetz entstand. Argon Hörbuch, Berlin 2024, Hörbuch-Download, Laufzeit 5 Stunden 26 Minuten, € 20,95.



Auf den Spuren der Neandertaler

Sie waren unsere nächsten Verwandten: die Neandertaler. Ihr Territorium erstreckte sich vom heutigen Russland bis zur Atlantikküste – bis sie vor rund 40 000 Jahren ausstarben. Was machte die Neandertaler so erfolgreich, und warum verschwanden sie schließlich doch von der Bildfläche? Der Dokumentarfilm von Ashley Gething spürt diesen Fragen nach. Im Mittelpunkt des Films steht die beeindruckende Shanidar-Höhle im heutigen Irak. Sie ist ein bedeutender Ort für die Neandertaler-Forschung. Der Film beleuchtet die faszinierende Forschungsgeschichte rund um die archäologischen Funde in der Höhle und begleitet ein britisches Archäologenteam von der Universität Cambridge bei seiner jüngsten Forschungsarbeit. Für den Dokumentarfilm haben sie gemeinsam mit zwei niederländischen Paläontologie-Künstlern aus den Überresten eines Schädels das Gesicht einer etwa 40-jährigen Neandertaler-Frau rekonstruiert, die vor rund 75 000 Jahren starb.

Ashley Gething, *Geheimnisse der Neandertaler*. Netflix 2024, Laufzeit 1 Stunde 20 Minuten.



EXKLUSIVE
LESERREISE!

Entdeckungsreise ins römische Iberien



15 000 Besucher fanden Platz im Amphitheater von Mérida, auch „Spanisches Rom“ genannt.

Mauritius Images / Nando Lardi / imageBROKER



Wildschweinjagd: antikes Mosaik in einem Haus in Mérida.

Elftägige Spanien-Tour mit Althistoriker Prof. Michael Sommer

Wer an die Geschichte Spaniens denkt, denkt zuerst an die Mauren, an Isabella von Kastilien und an Karl V. Doch es waren die Römer, die der Iberischen Halbinsel jahrhundertlang ihren Stempel aufdrückten. Von der Herrschaft ihres Imperiums künden beeindruckende architektonische Zeugnisse: Toledo, Córdoba, Sevilla – aber auch die Veteranenkolonien Itálica und Mérida.

Im Jahr 206 v. Chr. siegte Publius Cornelius Scipio Africanus bei Ilipa im heutigen Andalusien über ein karthagisches Heer. Dies war der Auftakt zu fast 700 Jahren römischer Herrschaft. Mit Trajan wurde im Jahr 98 der erste gebürtige Spanier römischer Kaiser. Erst die Landnahme der Westgoten beendete im 5. Jahrhundert den römischen Frieden auf der Halbinsel. Später folgten die Mauren.

Durch das römische Iberien führt uns Michael Sommer, Professor für Alte Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er ist durch seine Bücher zur römischen Geschichte bekannt, darunter der „Spiegel“-Bestseller „Dark Rome“. Für „Terra X“ wirkte er an einer Folge über die Geschichte Karthagos mit.

16. Oktober, Anreise Frankfurt am Main – Madrid – Toledo: Mit Luft-

hansa fliegen wir am Nachmittag nach Madrid. Transfer nach Toledo.

17. Oktober, Toledo – Plasencia: Besichtigung von Toledo. Im Jahr 192 v. Chr. gründete M. Fulvius Nobilior den Vorposten Toletum. Durch seine Eisenerzvorkommen entwickelte sich Toledo zu einer bedeutenden Siedlung, die eigene Münzen prägte. Bei einem Rundgang sehen wir den Alcázar (Palast) aus dem 16. Jahrhundert und die Kathedrale Santa María aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Nachmittags Fahrt nach Plasencia.

18. Oktober, Plasencia – Cáceres – Mérida: Besichtigung der alten Handelsstadt Plasencia. Die romanische Kathedrale ist heute das Wahrzeichen der Stadt. Das Aquädukt mit seinen 55 Bögen leitete das Wasser der Sierra Cabezabellosa und der Sierra El Torno einst in die Stadt. Wir besuchen außer-

halb den romanischen Triumphbogen in Cáparra. Fahrt nach Cáceres – die Altstadt zählt zum UNESCO-Weltkulturerbe. Rund eine Stunde Fahrtzeit entfernt davon liegt die römische Brücke von Alcántara aus dem 2. Jahrhundert. Sie überspannt nahe der portugiesischen Grenze den Fluss Tajo und gilt als das bedeutendste erhaltene römi-



Karawane Reisen



Kaiser Trajan ließ die eindrucksvolle Brücke von Alcántara errichten.

sche Brückenbauwerk. Weiterfahrt nach Mérida.

19. Oktober, Mérida: Theater, Arena und Aquädukt – der ganze Glanz der Antike findet sich in Mérida, dem „Spanischen Rom“, 25 v. Chr. unter Kaiser Augustus als Kolonie für Veteranen gegründet. Das spektakuläre römische Theater hat eine Kapazität für 6000 Zuschauer. Im Amphitheater fanden sogar 15000 Zuschauer Platz. Das römische Haus in der Nähe des Amphitheaters ist eine Patriziervilla mit herrlichen Mosaikfußböden. Das Nationalmuseum für Römische Kunst zeigt Stücke, die in der Stadt gefunden wurden. Bei der Casa del Mitreo, ein weiterer Anlaufpunkt, handelt es sich um ein großes römisches Haus, das einer bedeutenden Familie gehörte. Zum Abschluss geht es zur römischen Brücke über den Guadiana-Fluss. Der Puente Romano ist mit einer Spannweite von knapp 800 Metern die längste erhaltene Brücke der antiken Welt.

20. Oktober, Mérida – Zalamea de la Serena – Casas de Reina – Córdoba: Die Fahrt geht nach Zalamea de la Serena, dem römischen Iulipa. Hier besichtigen wir ein Grabmal aus dem 1. Jahrhundert mit einer 24 Meter hohen Granitsäule. In der Nähe von Casas de Reina befand sich die römische Siedlung Regina. Einen Besuch wert ist das gut erhaltene Theater. Am späten Nachmittag Fahrt nach Córdoba zu den Ermitas. Die Straße führt durch eine waldreiche Berglandschaft hinauf zu den Einsiedeleien, in denen Christen Zuflucht suchten, als die Almohaden Andalusien beherrschten.



Blick in die ehemalige Moschee von Córdoba, heute Kathedrale.

spanien, zählt zu den großartigsten Moscheen weltweit. Die mauerumschlossene Gartenanlage mit ihren Blumen, Skulpturen und Brunnen spiegelt den Geschmack der Renaissance wider. Die benachbarte Brücke über den Guadalquivir wurde von Caesar errichtet. Der Nachmittag beginnt mit der Besichtigung des Archäologischen Museums. Bei einem Spaziergang durch die Jardines de la Victoria sehen wir das römische Mausoleum.

22. Oktober, Córdoba – Munigua – Carmona – Sevilla: Inmitten von Stein- und Korkeichenwäldern liegt die römische Stadt Munigua, gegründet im 1. Jahrhundert. Dort gab es zahlreiche öffentliche Gebäude, zum Beispiel ein Terrassenheiligtum, ein Podiumstempel, ein Forum und eine Basilika. Bei einer leichten Wanderung genießen wir die Landschaft der Sierra Morena. Weiterfahrt nach Carmona: 206 v. Chr. übernahmen die Römer den von den Karthagern gegründeten Ort. Im Museum bei der Nekropole bestaunen wir Krematorien und monumentale Grabkammern. Sehr sehenswert sind auch der von einer almohadischen Mauer umschlossene weiße Ortskern und der Alcázar.

23. Oktober, Sevilla: Sevilla ist eine der attraktivsten Städte Spaniens. Höhepunkte der Stadterkundung sind die gotische Kathedrale, der maurische Alcázar und das jüdische Viertel. Eine wahre Oase sind die Alcázar-Gärten. Mit 130 Metern Länge und 83 Metern Breite gehört die Kathedrale Santa María de la Sede zu den größten Kirchen

der Welt. Besuch des Archäologischen Museums, das bedeutende Funde beherbergt.

24. Oktober, Sevilla – Itálica – Baelo Claudia – Rota: Besuch der von den Römern gegründeten Stadt Itálica, eine Veteranenstadt. Das dortige Amphitheater ist weltweit die drittgrößte Anlage dieser Art. 25000 Zuschauer konnten den Gladiatoren- und Tierkämpfen zusehen. Danach Fahrt zur römischen Ruinenstadt Baelo Claudia bei Tarifa. Gut erhalten ist die römische Hauptstraße Decumanus maximus. Weiterfahrt nach Rota.

25. Oktober, Rota – Cádiz – Jerez: Fahrt nach Cádiz und Besuch der phönizisch-punischen Nekropole, einer römischen Garum-Fabrik und des sehr gut erhaltenen römischen Theaters. Nachmittags orientierende Stadtrundfahrt in Jerez. Die Geschichte dieser Stadt zeigt das für Andalusien typische Muster: Den Phöniziern und Griechen folgten die Römer. 711 n. Chr. übernahmen dann Tariks Truppen den Ort. An der Südseite der Altstadt thront auf einer Anhöhe der Alcázar, das bedeutendste Monument der Stadt aus arabischer Zeit.

26. Oktober, Jerez – Frankfurt: Morgens Flug von Jerez nach Frankfurt am Main. ●

Info

Die exklusive elftägige Reise (16. bis 26. Oktober 2024) kostet pro Person im Doppelzimmer zum Frühbucheypreis (bis 30. Juni 2024) 3555 Euro (Einzelzimmer-Zuschlag 595 Euro), danach 3705 Euro. Übernachtung in Vier-Sterne-Hotels mit Halbpension. Weitere Informationen zum Reiseverlauf und zu den Leistungen gibt es beim Veranstalter:

Karawane Reisen GmbH & Co. KG
Susanne Möhler
Schorndorfer Str. 149
71638 Ludwigsburg
Tel. +49 (0)7141 284813
susanne.moehler@karawane.de
www.karawane.de
Webcode: 43084

Standfeste Iberer

Mehr als 600 Jahre herrschten die Römer über die Iberische Halbinsel. Nachdem sie 206 v. Chr. die konkurrierenden Karthager vertrieben hatten, dauerte es aber noch lange, bis die ansässigen Stämme dauerhaft unterworfen waren. Gelegentlich griffen die Eroberer zu Hinterhalt und Mord.

In der Verhandlung drängten sich die Schaulustigen. Es war der Sensationsprozess des Jahres. Vor Gericht stand Servius Sulpicius Galba, Patrizier, aufstrebender Politiker mit besten Verbindungen und soeben von einem siegreichen Feldzug in Lusitanien heimgekehrt. Man schrieb das 605. Jahr der Stadt Rom: 149 v. Chr.

Das Verfahren erregte deshalb besonderes Aufsehen, weil Galba schwerste Kriegsverbrechen zur Last gelegt wurden. Zu Anfang des Vorjahres hatte Galba die Lusitanier angegriffen, die sich der Eroberung seit Jahrzehnten widersetzen und selbst immer wieder Vorstöße auf römisches Gebiet unternommen hatten. Immer weiter rückte sein Heer im Westen der Iberischen Halbinsel vor. Man plünderte, raubte und brandschatzte. Das waren nach antikem Verständnis keine Kriegsverbrechen, sondern ganz normale Begleiterscheinungen militärischer Konflikte.

Die Lusitanier schenken Galba Glauben – und bezahlen einen hohen Preis dafür

Doch dann griff Galba zu einer hinterhältigen List: Er setzte sich mit den Stammesführern der Lusitanier an den Verhandlungstisch und bot ihnen Frieden und fruchtbares Land an, wenn sie die Waffen niederlegten. Die Iberer stimmten zu. Sie sollten sich mitsamt ihren Frauen und Kindern an drei von ihm bestimmten Orten einfinden und dort ihre Waffen abgeben. So geschah es. Doch als die waffen- und somit wehrlosen Lusitanier fragten, wo das versprochene Land sei, stürzten sich die Legionäre auf die Krieger und metzelten sie nieder. Frauen und Kinder nahm man gefangen und verkaufte sie in die Sklaverei. Die Beute, munkelte man in Rom, habe sich Galba in die eigene Tasche gesteckt.

In Rom angekommen, sah Galba sich heftigen Angriffen seiner Kollegen im Senat ausgesetzt. Der Volkstribun Libo skandalisierte das Massaker und forderte, die lusitanischen Sklaven von Staats wegen freizukaufen. Cato der Ältere, schon weit über 80, sekundierte und forderte,

Galba vor einem Sondergericht anzuklagen. Tatsächlich fand sich Galba schon bald auf der Anklagebank wieder. Er zog sämtliche Register, um sich irgendwie aus der Affäre zu ziehen: Der Massenmörder war ein glänzender Redner,

und er war reich wie Krösus. Die Richter konnten sich über größere Geldbeträge freuen, die ihnen diskret überreicht wurden. Als all das nichts fruchtete, zog er vor Gericht eine Schau ab, die Steine hätte erweichen können: Er präsentierte den Richtern seine kleinen Söhne und fragte rhetorisch, ob sie es verantworten könnten, den unschuldigen Kindern ihren Versorger zu nehmen. So zog er am Ende doch noch seinen Hals aus der Schlinge.

Galbas Karriere wurde durch die Episode verlangsamt, komplett gescheitert war sie nicht. Bereits wenige Jahre später erreichte er das Konsulat und damit das höchste Amt. Als Konsequenz aus den Taten Galbas in Iberien richtete der Senat immerhin einen Gerichtshof ein, um Verbrechen römischer Magistrate in den Provinzen besser verfolgen zu können.

Die Iberische Halbinsel aber kam nicht zur Ruhe. Zum Zeitpunkt des Galba-Prozesses führten die Römer schon seit über 50 Jahren Krieg zwischen den Pyrenäen und der Straße von Gibraltar. 206 v. Chr. hatte Scipio, der spätere Africanus, bei Ilipa über Hasdrubal und Mago gesiegt und die bis dahin in Spanien dominierenden Karthager vertrieben. Zwei neue Provinzen wurden eingerichtet: das „diesseitige“ Spanien im Osten (Hispania citerior) und das „jenseitige“ Spanien (Hispania ulterior) im Westen.

Doch die Unterwerfung der Stämme gestaltete sich schwieriger, als man am Tiber vermutet hatte. Heer um Heer musste der Senat auf die Halbinsel schicken, um den Widerstand zu brechen. General um General wurde in den endlosen Kriegen verschlissen.

Wenig Beute war darin zu holen, aber unzählige Römer und Italiker ließen ihr Leben. Anders als im Osten, wo es die Römer mit großen Reichen zu tun hatten, gab es in



AKG / Pictures from History

Der römische Feldherr Scipio (Bronzebüste) besiegte 206 v. Chr. bei Ilipa die Karthager, die damit ihre Vorherrschaft über die Iberische Halbinsel einbüßten.



Spanien kaum Gegner, die sich den Legionen in offener Feldschlacht entgegenstellten. Die Stämme verwickelten die Römer in zähe Guerillakämpfe, die auf beiden Seiten mit wachsender Erbitterung geführt wurden.

Wenige Jahre nach Galbas Feldzug erschütterte ein großer Aufstand die beiden spanischen Provinzen, der rasch um sich griff. Anführer war Viriathus, einer der wenigen Überlebenden von Galbas Massaker. Bei Tribola in Andalusien und am Berg der Venus in Zentraliberien entschied Viriathus große Schlachten mit jeweils Tausenden von Toten für sich. Später, 146 v. Chr., gelang ihm die Eroberung der wichtigen Stadt Segobriga. 140 v. Chr. musste sogar ein römischer Prokonsul mit Viriathus Frieden schließen. Erst dem Statthalter Caepio gelang es, unter Brechung dieses Friedens und mit List und Tücke, Viriathus aus dem Verkehr zu ziehen.

An der Stadt Numantia beißen sich die Römer lange die Zähne aus

Zum Mittelpunkt des Widerstands gegen Rom wurde in der Folgezeit die nordspanische Stadt Numantia, das Zentrum der Keltiberer. Die Römer hatten 153 und 141 v. Chr.

schon zweimal vergeblich versucht, die stark befestigte Siedlung zu erobern. 137 erlitten 20 000 römische Soldaten unter dem Prokonsul Hostilius Mancinus eine schwere Niederlage vor der Stadt. Anfang 134 übernahm Scipio Aemilianus, der Sieger über Karthago im Dritten Punischen Krieg, das Oberkommando. Im Herbst schloss er den Belagerungsring um Numantia. Die Stadt widerstand 13 lange Monate, musste aber schließlich kapitulieren. Scipio ließ die Überlebenden in die Sklaverei verkaufen und die Stadt dem Erdboden gleichmachen.

Mit der Eroberung Numantias war die Zeit der großen Kriege vorbei. Allerdings war die Intensität, mit der das Imperium herrschte, höchst ungleichmäßig über die Fläche verteilt: Die Romanisierung erfasste zuerst die größeren Siedlungen, in deren Umfeld die Römer neue Städte errichteten, besonders in den küstennahen Regionen im Osten und Süden. In den Rückzugsgebieten im Bergland und im Westen war die Pax Romana kaum zu spüren, und

Der lusitanische Anführer Viriathus (dargestellt in einem Stich aus dem Jahr 1871) erwies sich als zäher Gegner der Römer. Erst im Jahr 139 v. Chr. gelang es, ihn endgültig auszuschalten – indem der römische Statthalter Caepio dessen Gefolgsleute dazu angestiftet hatte, Viriathus zu ermorden.



immer wieder erschütterten Aufstände das Land.

Im gesamten 1. Jahrhundert tobten im Mittelmeerraum außerdem Bürgerkriege, in die auch Spanien hineingezogen wurde: 83 v. Chr. führte Sertorius Iberien in die Rebellion gegen Sulla, der sich in Rom durchgesetzt hatte und vier Jahre lang als Diktator herrschte. Sertorius machte die Halbinsel zu einem alternativen Rom, mit einem Gegensenat aus geflüchteten Sulla-Gegnern und Gegenmagistraten. Sieben Jahre Krieg und zwei Feldzüge brauchte Rom, um mit Sertorius fertigzuwerden.

49 und 45 v. Chr. war Spanien dann Schauplatz von Kämpfen zwischen Caesar und den Anhängern des Pompeius. Die Schlacht bei Munda am 17. März 45 war die letzte und blutigste Schlacht des Bürgerkrieges: Hier metzelten Caesars Legionen rund 30 000 ihrer Mitbürger nieder. Nach dem Sieg

war Caesar unangefochtener Alleinherrscher – wenn auch nur für ein Jahr, denn an den Iden des März 44 v. Chr. wurde er ermordet.

Wie das Imperium insgesamt kam auch die Iberische Halbinsel unter Augustus allmählich zur Ruhe. Unterbrochen wurde sie nur durch einen Krieg, den Augustus gegen die Asturer und Kantaber im äußersten Nordosten der Halbinsel führte (26–16 v. Chr.). Am Ende dieses Krieges war Spanien tatsächlich vollständig unterworfen, der letzte Widerstand gegen Rom gebro-

Erst nach 13 Monaten Belagerung fiel im Jahr 133 Numantia. Die Eroberung dieser Stadt in Nordspanien, einem Zentrum der Keltiberer, schwächte den Widerstand gegen die römische Herrschaft erheblich (Darstellung von 1727).

chen. Augustus teilte die Provinz Hispania citerior in einen fortan Baetica genannten Süden und in die nördliche Provinz Lusitania, so dass Spanien nunmehr aus drei Provinzen bestand.

Das Imperium war kein einheitlicher Territorialverband, sondern de facto eine Föderation autonomer Städ-

Mauern aus Steinen und Lehm, das Dach mit Schilf gedeckt: Rekonstruktion eines einfachen römischen Hauses an der Ausgrabungsstätte des einstigen Numantia.



te. Das hieß auch: Der römische Adler brauchte Städte, an die er staatliche Aufgaben delegieren konnte, um effektiv herrschen zu können. In Griechenland, im Orient und auch in Nordafrika traf Rom bei der Eroberung auf gewachsene Stadtsysteme, im Westen und Norden, in Spanien und Gallien, später auch in Germanien und Britannien, waren urbane Siedlungen dagegen, wenn überhaupt, nur rudimentär vorhanden.

Auf der Iberischen Halbinsel beschränkten sich städtisch verdichtete Räume auf küstennahe Gebiete im Süden und Westen, wo Phönizier und Griechen seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. Kolonien gegründet und wo später die Karthager Fuß gefasst hatten. Im Landesinneren gab es Oppida, Siedlungen der keltiberischen Bevölkerung, die durchaus – wie Numantia – befestigt sein und eine Größe von mehreren tausend Einwohnern erreichen konnten, aber nicht über eine städtische Selbstverwaltung verfügten.

Der ersten Veteranenstadt Itálica folgen weitere Neugründungen

Die erste römische Neugründung ließ nach der Vertreibung der Karthager nicht lange auf sich warten. Bereits 206 v. Chr. entstand in Südspanien Itálica (das heutige Santiponce bei Sevilla). In der Stadt ließen sich Verwundete und Veteranen des Zweiten Punischen Krieges nieder. Dass der Name an die Heimat der Siedler erinnerte, war gewiss kein Zufall. Itálica sollte ein Stück Italien in der Fremde sein, und den dort angesiedelten Veteranen war auch die Rolle zugedacht, über den römischen Frieden zu wachen.

Eine Generation später folgte im Norden die Stadt Gracchuris (Alfaro, La Rioja), eine Gründung des Prokon-

suls Gracchus, und wenige Jahre darauf Carteia (El Rocalillo bei Algeciras), wo rund 4000 römische Veteranen mitsamt ihren einheimischen Frauen angesiedelt wurden. Zum Mo-

ten Häuschen werfen ein Licht auf den bescheidenen Lebensstandard der Bewohner in dieser frühen Zeit. Er wird sich kaum grundlegend von dem der Einheimischen unterscheiden haben.



Die Stadt Itálica in Südspanien, 206 v. Chr. entstanden, war die erste römische Neugründung in Spanien. Hier wurden, wie später auch an vielen anderen Orten, Veteranen angesiedelt. Das Foto zeigt die Grundmauern des sogenannten Neptunhauses.

dellfall wurde dann 152/51 v. Chr. die Gründung von Corduba (Córdoba) durch den Prokonsul Marcellus. Die neue Stadt lehnte sich eng an ein iberisches Oppidum an, das bis dahin dem Statthalter der Hispania ulterior als Sitz gedient hatte und dessen Bevölkerung nun in die neue Stadt umgesiedelt wurde.

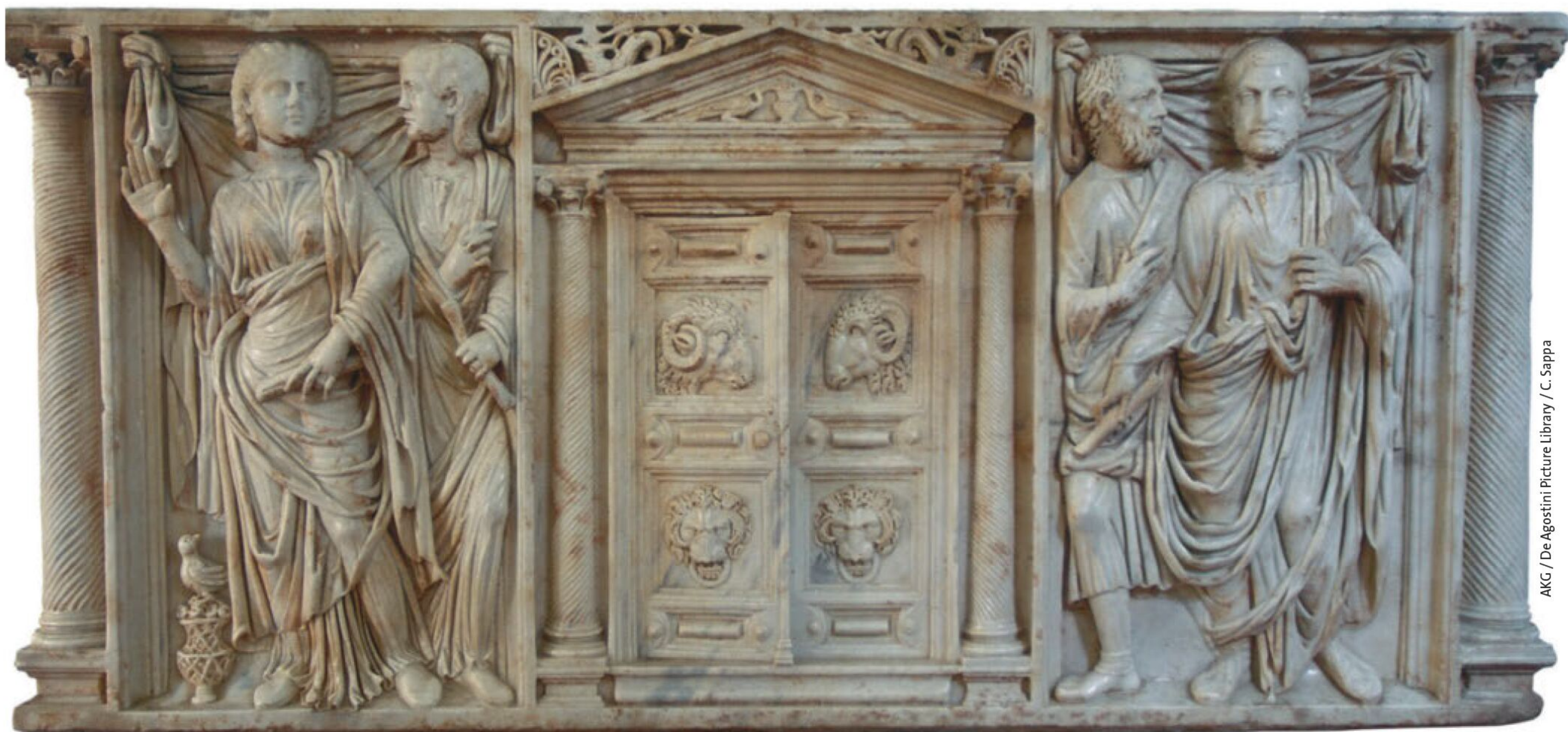
Ausgrabungen haben die Dimensionen der Siedlung ans Licht gebracht: Die direkt nach der Gründung errichtete Stadtmauer umschloss ein Gebiet von rund 42 Hektar. Am Kreuzungspunkt der Hauptstraßen Cardo und Decumanus erstreckte sich das Forum, an dem sich eine als Gerichtsgebäude genutzte Basilika und eine Säulenhalle befanden.

Im Süden des Stadtgebiets stießen Archäologen auf ein Wohnviertel des 2. Jahrhunderts v. Chr.: Die aus Bruchsteinen errichteten, mit Stroh gedeck-

Corduba verfügte aber bereits über einen Hafen, der die Stadt über den Guadalquivir an den Flusshandel anschloss.

Dieses erste Corduba wurde 45 v. Chr. nach der Schlacht bei Munda von Caesars Truppen belagert und zerstört. Noch von Caesar zur römischen Bürgerkolonie erhoben, wurde Corduba zur boomenden Metropole, als Augustus an diesem Ort die Veteranen seines Spanienkrieges ansiedelte und die Statthalter der Baetica in ihren Mauern ihre Residenz aufschlugen.

Tarraco, der Statthaltersitz der Hispania citerior, entstand anstelle



Die römische Siedlungstätigkeit auf der Iberischen Halbinsel veränderte dort sowohl die Sozialstruktur als auch die materielle Kultur. Hier römische Bürger, dargestellt auf einem Sarkophag aus Corduba (3. Jahrhundert).

eines keltiberischen Oppidums, das den Römern bereits im Zweiten Punischen Krieg als Nachschubbasis gedient hatte. In dieser Zeit wuchs auch schon ein erster Mauerring heran, der um 150 v. Chr. erheblich erweitert und verstärkt wurde. Kernstück der Stadt war der Hafen, von dem aus Italien in wenigen Tagen erreichbar war.

Darüber erhob sich auf mehreren Terrassen die Stadt mit ihrem für römische Städte charakteristischen rechtwinkligen Straßenraster. Während seines Spanienkrieges bezog Augustus mehrfach Quartier in Tarraco, das so in den Genuss großzügiger Förderung kam und in den Rang der Provinzhauptstadt erhoben wurde.

Emerita, das heutige Mérida, steigt später zum Statthaltersitz auf

25 v. Chr. gründete der Statthalter Publius Carisius im Auftrag des Augustus in der heutigen Extremadura die Bürgerkolonie Emerita Augusta (heute Mérida). Angesiedelt wurden hier, wie Münzen belegen, Veteranen der V. Le-

gion Alaudae und der X. Legion Gemina, die im Spanienkrieg gekämpft hatten. Wieder einmal war der Name Programm: *emeritus* bedeutet „verdient“, aber auch „aus dem Dienst entlassen“. Die Veteranen wurden nach 20 Jahren treuen Dienstes unter dem römischen Adler mit Landgütern belohnt und gehörten zum Gründungszeitpunkt der Kolonie zur lokalen Elite.

Obendrein wurde die Stadt mit dem *ius Italicum* ausgestattet: Wie die Städte Italiens war sie steuerbefreit, die Bewohner konnten ihren Grund und Bo-

den frei verkaufen. Mit der Gründung der neuen Provinz Lusitania stieg Emerita zum Statthaltersitz auf.

Das Stadtbild hat sich bis heute gut konserviert. Über 56 Bögen und 792 Meter führt der noch in die Gründungsphase der Kolonie datierende Puente Romano bis heute über den Fluss Guadiana. Es handelt sich um die größte erhaltene Brücke der Antike.

Weiter nördlich führt eine zweite, 145 Meter lange Brücke über den Albarregas. Ebenfalls auf die Zeit der Stadtgründung geht der sogenannte Diana-Tempel zurück, ein großes korinthisches Heiligtum, das an das antike Forum grenzte. Dieser Platz ist von einer prächtigen Säulenhalle aus Marmor gesäumt, in der Ehrenstatuen prominenter Bürger aufgestellt waren.

Am Rand der römischen Stadt befinden sich das Theater, das von Augustus' Freund Marcus Agrippa gestiftet wurde, sowie ein 8 v. Chr. erbautes Amphitheater. Den Cardo, die



Kaiser Trajan (98–117; Marmorbüste) wurde im Jahr 53 in Itálica geboren, wuchs aber vermutlich in Rom auf.



AKG / Manuel Cohen

Tarraco (heute Tarragona, Katalonien) war Sitz des Statthalters der Provinz Hispania citerior. Der hervorragend erhaltene Aquädukt, wohl unter Kaiser Augustus errichtet, versorgte die antike Stadt mit Frischwasser.

Hauptachse der Stadt, überspannt ein Triumphbogen für Kaiser Trajan, der selbst aus Spanien stammte – vermutlich aus Itálica. Von einem Stausee zehn Kilometer nördlich von Emerita führte ein größtenteils unterirdisch verlaufender Aquädukt Wasser in die Stadt. Die Staumauer steht noch immer. Sie misst 427 Meter in der Länge und stolze zwölf Meter in der Höhe.

Die römische Siedlungstätigkeit veränderte nicht nur Landschaftsbild und Demographie, sondern auch die Sozialstruktur der Iberischen Halbinsel von Grund auf. Die absolute Zahl der Siedler aus Italien wird beträchtlich gewesen sein – mit Sicherheit im höheren fünfstelligen Bereich. Der Zustrom war aber gemessen an der einheimischen Bevölkerung relativ gering.

Die Kolonisten bringen kulturelles und ökonomisches Kapital

Was den Neuankömmlingen aus Italien – in der großen Mehrheit Männern – so große Wirkungsmacht gab, das war ihr ökonomisches und kulturelles Kapital: Als Soldaten hatten sie zur einzigen Gruppe im Reich gehört, die über ein regelmäßiges Einkommen verfügte; als Veteranen hatte man sie für ihre Dienste großzügig mit Land abgefunden; als Römer brachten sie einen Lebensstil und nicht zuletzt technologische Annehmlichkeit auf die Halbinsel, die sie zu Objekten der Bewunderung für die einheimische Bevölkerung machten.

Von städtischen Zentren wie Corduba und Emerita ging eine Sogkraft auf die Provinzen aus, die bis heute in den Monumenten der Epoche erlebbar ist. Die Romanisierung der Iberischen Halbinsel ist eine Erfolgsgeschichte, die für die Bewohner die blutige Zeit der Eroberung und selbst Untaten wie Galbas Massaker vergessen machte.

Trajan, der erste Spanier, der im Jahr 98 den kaiserlichen Purpur anlegte, ist Kronzeuge für diesen Erfolg. Über 600 Jahre hielt die Herrschaft des Imperiums. Sie war so nachhaltig, dass die zivilisatorische Prägung durch Rom auch die Stürme der Völkerwanderung, von denen Spanien im 5. Jahrhundert getroffen wurde, danach die jahrhundertlangere Herrschaft der Araber überdauerte – und noch immer deutlich spür- und erlebbar ist. ●

Literatur

Martin Luik, *Der schwierige Weg zur Weltmacht. Roms Eroberung der Iberischen Halbinsel 218–19 v. Chr.* Mainz 2005.
Sabine Panzram, *Stadt und Elite. Tarraco, Corduba und Augusta Emerita zwischen Republik und Spätantike*, Stuttgart 2002.

PROF. DR. MICHAEL SOMMER
geb. 1970, lehrt Alte Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.



Schloss und Schlossgarten Weikersheim

Marktplatz 11

97900 Weikersheim

Tel. +49 (0)7934 992950

info@schloss-weikersheim.de

www.schloss-weikersheim.de

Öffnungszeiten:

1. November bis 24. März

Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr,

25. März bis 31. Oktober

Dienstag bis Sonntag 10–18 Uhr



Auf der Südseite des Schlosses erstreckt sich der Schlossgarten. Dessen Mittelpunkt bildet der Herkulesbrunnen.

Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Armin Weischer

Auf der Grundlage einer mittelalterlichen Wasserburg ließ Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) zunächst einen Renaissancebau errichten. Kernstück ist der 1602 vollendete Saalbau mit dem spektakulären Rittersaal. Der riesige Raum ist 36,4 Meter lang, 11,7 Meter breit und 8,25 Meter hoch und besitzt – damals eine große Seltenheit – eine freitragende Kassettendecke, die der Würzburger Maler Balthasar Katzenberger (um 1580 – um 1627) mit 69 Jagdszenen ausgemalt hat.

An zentraler Stelle befindet sich in dem Saal eine Darstellung von Orpheus, der, so die antike Mythologie, mit seinem Harfenspiel die wilden Tiere zu zähmen wusste. Damit galt Orpheus als Sinnbild eines weisen Herrschers, und so wollte Graf Wolfgang auch wahrgenommen werden: Orpheus trägt seine Gesichtszüge.

Besonders staunt der Besucher aber über fast lebendig wirkende Tiere aus Stuck – Hirsche, ein Bär und sogar ein Elefant –, die plastisch aus der Wand ragen und den Betrachter beäugen. Es sind jene Tiere, die Orpheus mit seiner Musik besänftigt. Auf dem Sandstein-

Barocker Glanz zwischen grünen Hügeln

Im reizvollen Taubertal gibt es einen wahren Schatz zu entdecken: In Schloss Weikersheim können die Besucher in eine andere Welt eintauchen. Ungewöhnlich komplett ist hier die prunkvolle Ausstattung aus der Renaissance und der Barockzeit erhalten.

relief des monumentalen Prunkkamins ließ sich der Graf zudem mitsamt der Devise „Gott gibt Glück“ als idealen christlichen Regenten darstellen.

Erhalten blieben vom Renaissancebau auch die Tafelstube, die Schlosskapelle sowie die Appartements des Grafen und seiner Gemahlin Magdalena Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen. Ein an die Küche anschließender Raum birgt heute eine kleine Ausstellung zur Alchemie, mit der sich Graf Wolfgang intensiv befasste.

Bei der Familie der Hohenloher waren Erbteilungen kompliziert, hatten sie sich doch in zahlreiche Linien auf-

gespalten. Traditionell bestimmte das Los über die Zuteilung des Erbes, und so übernahm Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim 1709 das Schloss und bewohnte es fast 50 Jahre lang. Es entstand der „Langenberger Bau“ mit seinen prächtig ausgestatteten Appartements sowie die große Parkanlage.

Barocker Repräsentationswille und tatsächliche finanzielle Ressourcen der kleinen Grafschaft standen jedoch in einem eklatanten Missverhältnis, so dass immer mehr Schulden aufgehäuft wurden. Es drohte der Staatsbankrott.

Mahnende Schreiben der Beamten von Hofkammer und -kanzlei schlug

der Graf in den Wind, zumal er sich dem höheren Rang seiner Gemahlin verpflichtet sah – Elisabeth Friederike Sophie von Oettingen-Oettingen (1691–1758) gehörte dem Fürstenstand an und war eine Cousine der Kaiserin.

Die Fürstin ließ mit dem Porzellan- und Spiegelkabinett 1718 ein wahres Juwel barocker Raumkunst errichten. Die Wände sind mit rotem Seidendamast verkleidet, auf dem kunstvolle Schnitzereien aus vergoldetem und versilbertem Lindenholz angebracht wurden. In die Wände sind zahlreiche Spiegel eingelassen, während auf kleinen Konsolen die kostbaren Sammlungsstücke der Gräfin aus Porzellan, Koralle, Elfenbein oder Halbedelsteinen ihren Platz finden.

Besonders tief griff der Graf für wertvolle Textilien in die Tasche. So wurden etwa die Kopfteile und die Betthimmel der neuen Prunkbetten mit goldbestickten Damast-, Taft- und Brokatstoffen aus italienischen oder französischen Manufakturen bespannt.

In den Audienzräumen des Paares lassen sich heute noch sieben große und vier kleinere Wandteppiche mit mythologischen Szenen bewundern. Ob aufwendige Kronleuchter, Silber-



Südwestdeutsche Renaissance-Baukunst in höchster Qualität: der um 1600 entstandene Rittersaal im Südflügel.



1718 ließ Fürstin Elisabeth Friederike Sophie das reich ausgeschmückte Porzellan- und Spiegelkabinett einrichten.

zeug oder Ledertapeten mit japanischen Motiven – es wurde an nichts gespart.

An die Visite im Schloss kann sich ein Spaziergang im großartigen barocken Lustgarten anschließen. Doch nicht die zahlreichen Skulpturen von antiken Göttern von Diana über Venus bis Herkules fesseln am meisten, sondern es ist die „Zwergengalerie“, für die Weikersheim bekannt ist. Sie ist ein Ausdruck der gerade in der Barockzeit weit verbreiteten „Zwergenmode“. Männliche und weibliche Hofzwerges fehlten an keinem der bedeutenden Höfe und kamen mit ihrem Kleinwuchs der Vorliebe der Hofgesellschaft für alles Skurrile und Exotische entgegen. So nimmt es nicht wunder, dass bald auch entsprechende Skulpturen die Gärten schmückten.

Die Zwerge in Weikersheim stellen Bedienstete wie Gärtnerin, Kellermeister oder Trommler dar. Im Figurenkonzept des Gartens stehen sie für das „gemeine Volk“, das sich etwas abseits

Die „Zwergengalerie“ im Schlossgarten (hier ein Trommler) ist eine Besonderheit, mit der Schloss Weikersheim aufwartet.



Graf Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (Porträt von 1753) baute den Schlosskomplex weiter aus. Sein Repräsentationswille führte die Grafenschaft an den Rand des Bankrotts.

vom Treiben der Götter und vom Herrscher aufhält. Einen baulichen Höhepunkt erhielt der Garten mit der Orangerie, die als Belvedere diente und die Anlage auch visuell abschließt. ●

DR. HEIKE TALKENBERGER

Das Rätsel von Ravenna

Nach der Eroberung Italiens im Jahr 493 schreckte Gotenkönig Theoderich der Große vor allzu großen Eingriffen in die etablierten Strukturen des Weströmischen Reiches zurück. In vielerlei Hinsicht waren es die Eroberer, die sich den lokalen Gepflogenheiten anpassten. Und so vermischen sich in Theoderichs Grabmal in Ravenna gotische und römische Stilmerkmale – ein Bau, der bis heute Rätsel aufgibt.

Noch zu Lebzeiten ließ er sich ein Grabmal aus Steinquadern bauen, ein Gebäude von ungewöhnlicher Größe, und ließ einen riesigen Felsen suchen, um ihn darauf zu plazieren.“ So steht es in einer als „Anonymus Valesianus“ bezeichneten Schrift eines unbekannten Autors aus der Mitte des 6. Jahrhunderts. Glaubt man dies, so gab Theoderich sein Mausoleum selbst in Auftrag, ließ es – für Ravenna unüblich – aus Quadersteinen errichten und war selbst auch für die unorthodoxe Dachgestaltung verantwortlich: Ein einziger, riesiger, runder Monolith, mehr als einen Meter dick, rund elf Meter im Durchmesser und etwa 230 Tonnen schwer, bedeckt den unten zehneckigen, oben runden Bau.



Theoderich in einem Relief an der Kirche San Zeno in Verona. Die Szene wird „Höllenritt“ genannt – eine Jagd, die in die Hölle führt. Diese negative Konnotation erklärt sich damit, dass der Gote zu den von Rom bekämpften Arianern gehörte.

Den Monolithen, der wie die Felsquader aus Kalkstein aus Istrien besteht, betreffen gleich mehrere grundlegende und ungeklärte Fragen, zuallererst: Wie wurde der riesige Felsbrocken über das Meer nach Ravenna transportiert und dort auf das Dach des Gebäudes gehievt? Mehrere technische Lösungen wurden erwogen: der Transport auf einem Floß oder zwei nebeneinander fahrenden Schiffen, die Beförderung auf das Dach via Flaschenzug oder über sich drehende Walzen.

Gerätselt wurde auch, ob die zwölf henkelartigen Kragsteine auf dem Dach, in die die Namen der zwölf Apostel eingraviert sind, zunächst der Plazierung des Monolithen dienten, ehe sie zu reinen Schmuckelementen wurden. Und der lange, gut sichtbare Riss im Stein: Entstand er

vielleicht beim Transport und nicht – wie eine lokale Legende behauptet – durch einen Blitzeinschlag?

Aber warum wurde überhaupt ein Monolith als Dachbedeckung gewählt? Sollte er einfach nur Macht und Kraft ausdrücken? War er von nordischen Gräbern inspiriert, die mit Steinen abgeschlossen wurden? Verbarg sich darin eine Anspielung auf das Himmelsgewölbe?

Eine der vielen unbeantworteten Fragen: Wo lag eigentlich die Grabkammer?

Zweifellos wurde ein gewaltiger Aufwand für Theoderichs Grabmal betrieben. Dies spricht wiederum dafür, dass der Bau tatsächlich – wie im „Anonymus Valesianus“ berichtet – noch zu Theoderichs Lebzeiten errichtet wurde. Denn die Jahre nach seinem Tod waren von politischer Instabilität geprägt und boten daher kaum das richtige Umfeld für die Errichtung eines Prachtbaus.

Diese Annahme beantwortet jedoch nicht die Frage, ob der Bau bei seinem Tod abgeschlossen war. Von manchem Experten ist ganz im Gegenteil vermutet worden, dass das Mausoleum, so, wie es dasteht, gar nicht das intendierte Endprodukt der Bemühungen seiner Erbauer darstellte, sondern nie wirklich fertiggestellt wurde.

Was heute in Ravenna steht, ist rätselhaft genug. Das exotische Baumaterial – statt Kalksteinquadern wurden in Ravenna meist Ziegel verbaut – trägt im Untergeschoss mit seinen Nischen und Rundbögen eindeutig römische Stilmerkmale. Doch warum ist der Bau zehneckig? Stehen die zehn Ecken nicht in einem merkwürdigen Kontrast zu den zwölf Henkeln auf dem Dach, so dass das Gebäude aus den meisten Perspektiven asymmetrisch wirkt?

Im Inneren gleicht der Grundriss im Erdgeschoss einem Kreuz mit gleich langen Armen. Einige Forscher haben daher vermutet, dass in der Mitte der Sarg Theoderichs gestanden habe und die Arme als Grabstellen für Familienangehörige gedacht waren. Die meisten gehen aber davon aus, dass Theoderich seine letzte Ruhestätte im Obergeschoss gefunden habe.

Als Argument dafür ist unter anderem gedeutet worden, dass nach Berichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert einst ein Figurenmosaik den Fußboden schmückte. Von welchem Stockwerk berichtet wird, geht aus den Texten

Das eindrucksvolle Mausoleum Theoderichs des Großen in Ravenna ist in dieser Darstellung des Tierkreiszeichens Jungfrau als Hintergrund zu sehen (Fresko im Palazzo d'Arco, Mantua, um 1520).



AKG / Pietro Baguzzi

nicht ganz eindeutig hervor, aber Skizzen weisen darauf hin, dass das Untergeschoss in jenen Jahrhunderten im Schlamm versunken war, weshalb davon ausgegangen wird, dass sich der prächtige Fußboden im Obergeschoss befunden haben muss, ergo auch dort die Grabkammer gelegen habe. Die Krux an der Sache: Weder im Unter- noch im Obergeschoss ist der originale Fußboden erhalten

geblieben, was die Überzeugungskraft dieses Arguments einschränkt.

Als weiterer Hinweis darauf, dass sich die Grabkammer oben befunden haben müsse, ist angeführt worden, dass der Bau in schwierigem, sumpfigem Gelände vor den Toren der Stadt errichtet wurde, in einer als Grabstätte genutzten Gegend, womöglich auf einem gotischen Fried-

hof. Das Untergeschoss wäre demnach ein Unterbau gewesen, der dem Schutz des eigentlichen Grabes bei Überschwemmungen dienen sollte.

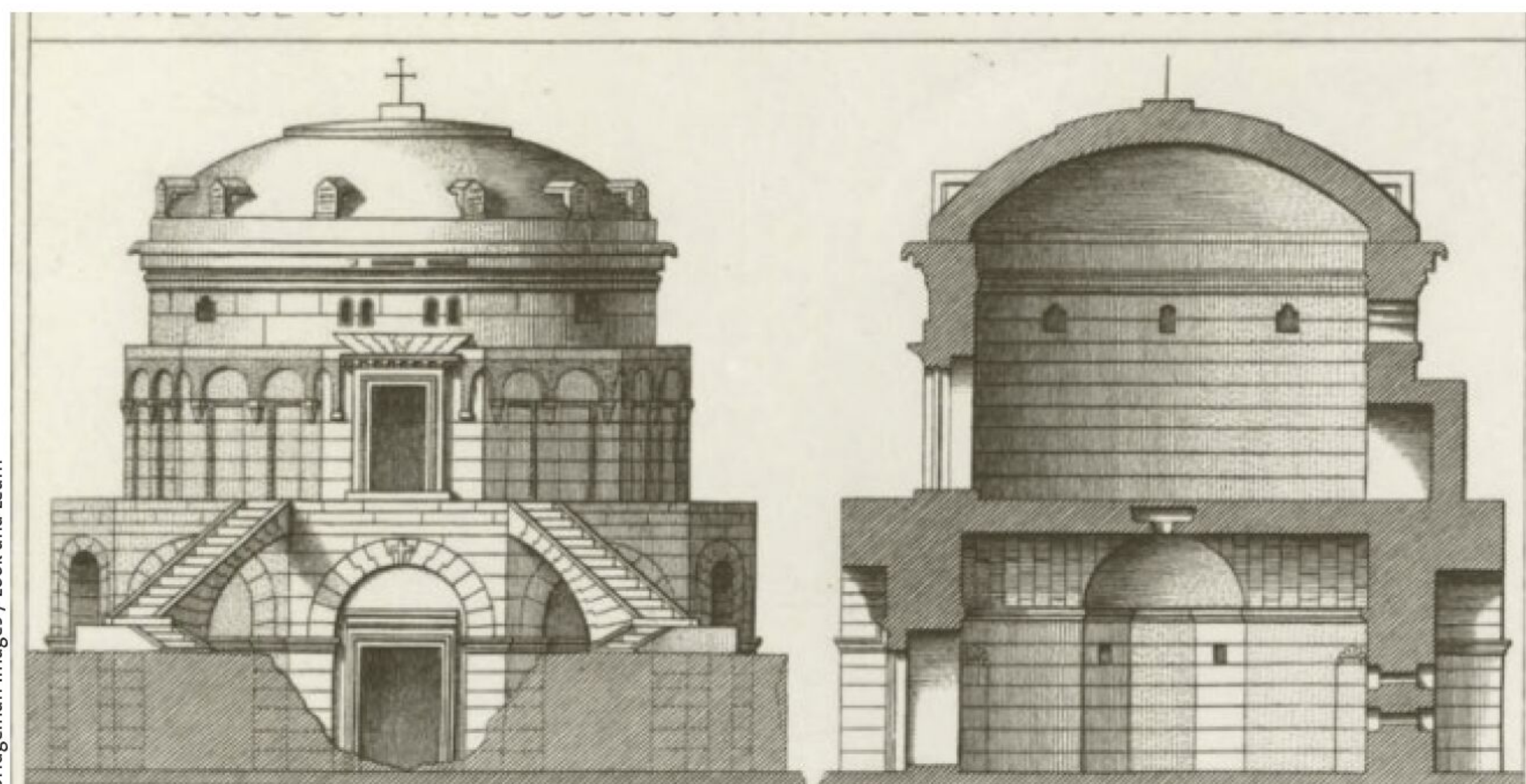
Ließen sich die Baumeister in Konstantinopel inspirieren?

Klar ist: Das obere Geschoss hebt sich schon auf den ersten Blick deutlich vom unteren ab. Es ist um 1,30 Meter zurückversetzt, so dass sich ein Umgang ergibt. Nur bis zur Oberkante der Tür, die sich direkt über jener des Untergeschosses befindet, wird die Zehn-eckigkeit aufrechterhalten, darüber ist das Mauerwerk rund. Gegenüber der Tür befindet sich eine kleine Apsis (halbkreisförmiger Raumteil), was dazu führt, dass sich im Innenraum gegenüber der Tür eine Nische befindet – die nach Ansicht mancher Forscher jedoch nachträglich hinzugefügt wurde.

Von außen wirkt die Gestaltung des Obergeschosses, vom Zangenfries am Gesims abgesehen, auf den ersten Blick karg. Aber war sie das immer? Möglicherweise wurden im Lauf der Jahrhunderte Dekorationselemente wieder entfernt, oder aber es wurden weitere Elemente geplant, aber nicht umgesetzt – falls man davon ausgeht, dass der Bau tatsächlich nicht fertiggestellt wurde. An Überlegungen, wie er ausgesehen haben könnte oder aussehen sollte, mangelt es derweil nicht. Diese reichen von einer gedeckten, säulengestützten Galerie, über Nischen mit Statuen und Marmorgitter bis hin zu einem Bronzegeländer, ja gar demselben, das sich heute – von nie-

mand Geringerem als Karl dem Großen aus Ravenna dorthin gebracht – im Aachener Dom befindet.

Der deutliche stilistische Kontrast zwischen Ober- und Untergeschoss ist – neben dem Monolithen – das vielleicht größte Rätsel des Bauwerks,



Bridgeman Images / Look and Learn

auch weil sich dadurch mögliche Rückschlüsse auf die Baugeschichte ergeben – nur welche? Baute Theoderich sein Grabmal auf den Ruinen eines älteren, römischen Gebäudes? Wurde ein halbfertiger römischer Bau von einem gotischen Baumeister ergänzt? Wurde ein römischer Baumeister im Lauf des Projektes von einem gotischen Architekten abgelöst? Und falls ja: warum? Und warum brach der neue Architekt mit den Plänen des ersten Baumeisters – aber dann eben doch nicht so radikal, indem er das Untergeschoss unverändert stehen ließ? Und wie sahen in diesem Fall die ursprünglichen Pläne aus?

Der dänische Architekturhistoriker Ejnar Dyggve hat vermutet, dass ur-

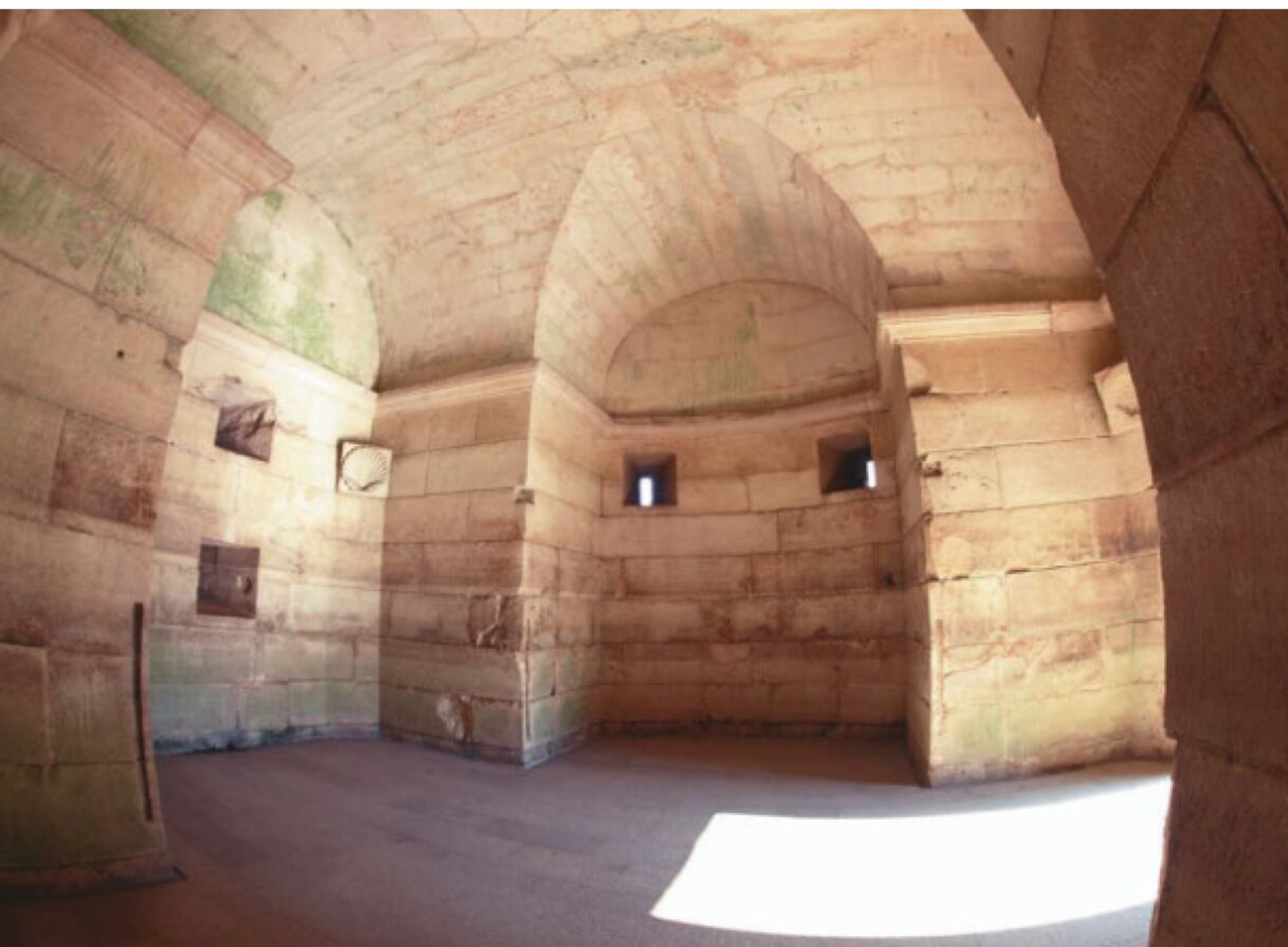
sprünglich gar kein Monolith als Dachbedeckung vorgesehen war und stattdessen eine Kuppel ähnlich jener der wenig später errichteten Hagia Sophia in Konstantinopel geplant gewesen sei. Byzantinische Elemente vermuten auch jene, die das Grabmal von

Das Grabmal im Querschnitt: Bis heute wirft das einzigartige Bauwerk zahlreiche Fragen auf. Unklar ist nicht zuletzt, ob es noch zu Lebzeiten des Herrschers fertiggestellt wurde.

jenem Konstantins des Großen inspiriert sahen, und ganz von der Hand zu weisen ist die Möglichkeit, dass der Architekt und Theoderich sich von Gebäuden der oströmischen Metropole inspirieren ließen, sicher nicht. Immerhin hatte der Gotenkönig einen großen Teil seiner Jugendjahre ebendort verbracht.

Erst Geisel, später zupackender Gestalter einer eigenen Herrschaft

Seit dem 4. Jahrhundert waren die Goten, deren frühe Siedlungsgebiete zwischen Dnjepr und Schwarzem sowie Asowschem Meer vermutet werden, durch Vorstöße der Hunnen unter Druck geraten. Einige Gruppen wurden verdrängt und suchten als sogenannte Föderaten den Anschluss ans Römische Reich. Andere gerieten unter hunnische Vorherrschaft. Die Folge: Als sich im Jahr 451 römische Verbände unter Flavius Aëtius und Attilas Hunnen auf den Katalaunischen Feldern gegenüberstanden, waren gotische Truppenteile in den Schlachtreihen beider Armeen zu finden.



AKG / Bildarchiv Steffens

Blick in den Innenraum des Mausoleums. Der untere Teil ist zehneckig angelegt, oben ist der Bau rund.



Theoderich soll bei einem Gastmahl seinen Konkurrenten Odoaker getötet haben. Der Holzstich von 1873 stellt die dramatische Szene nach.



BPK / The Trustees of the British Museum



BPK / Münzkabinett, SMB / Reinhard Sackewski

Links außen: Münze mit dem Bildnis des Offiziers Odoaker, der den letzten Kaiser Westroms abgesetzt hatte. Links: Theoderich der Große in Herrscherpose (Nachbildung einer Münze Theoderichs).

ren, mit der Beseitigung Odoakers beauftragte – womöglich auf Theoderichs eigenen Vorschlag hin.

Von der Aussicht motiviert, eine selbständigere, von Ostrom unabhängige Existenz in einem immer noch sehr wohlhabenden

Während das Schicksal der Westgoten durch ihre Nähe zum Römischen Reich seit dem 4. Jahrhundert einigermaßen verlässlich dokumentiert ist, ist über die ostgotischen Gruppen bis zu dieser Schlacht wenig bekannt. Als gesichert darf hingegen gelten, dass sich der Großteil der Ostgoten nach dem Tod Attilas 453 unter der Führung Valamirs aus dem Geschlecht der Amaler versammelte. Valamir schloss ein Förderaten-Abkommen mit dem Römischen Reich, zeigte sich jedoch schnell unzufrieden mit den Geldzahlungen, die von dort kamen.

Als es eine neue Regelung auszuhandeln galt, wurde sein junger Neffe zur Absicherung des Vertrages als Geisel an den Hof in Konstantinopel übergeben: Der junge Theoderich, Sohn von Valamirs Bruder Thiudimir, verbrachte den größten Teil seiner Jugendjahre am Kaiserhof. Dort erhielt er eine exzellente Ausbildung und lernte früh die Gepflogenheiten und Fallstricke römischer Politik kennen.

Im Jahr 469 wurde Theoderich aus der Geiselhaft entlassen – und über-

nahm schnell die Führung über eine Gruppe gotischer Krieger, die sich auf einen Feldzug gegen die Sarmaten begab. Später unterstellte sich die Gruppe dem Kaiser Zenon (474/476–491) und wurde unter anderem eingesetzt, um gegen eine andere gotische Gruppe unter Theoderich Strabo vorzugehen. Doch lange gelang es Theoderich nicht, seinen Kriegern und ihren Familien eine dauerhaft gesicherte Existenz zu gewährleisten. Erst Ende der 480er Jahre bot sich hierzu eine Gelegenheit.

Wenige Jahre zuvor, im Jahr 476, hatte ein Offizier germanischer Herrschaft mit Namen Odoaker den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustus abgesetzt und als Heerkönig die Herrschaft auf der italienischen Halbinsel an sich gerissen. Odoaker erwies Zenon seine Referenz, indem er sich formal diesem unterstellte, doch das Verhältnis blieb angespannt – bis Zenon schließlich Theoderichs Armee, in deren Reihen neben Ostgoten auch viele Rugier, Heruler und Mitglieder anderer Volksgruppen zu finden wa-

Land aufzubauen, machte sich Theoderichs Gruppe auf den Weg – und brachte Odoaker schnell in Bedrängnis. Bald zog sich dieser nach Ravenna zurück. Die effektive Belagerung der in einer Lagune gelegenen Stadt fiel Theoderich mangels einer Flotte schwer. Im Februar 493 vermittelte jedoch Bischof Johannes einen Waffenstillstand. Am 5. März wurden die Tore der Stadt geöffnet. Zehn Tage darauf lud Theoderich seinen Kontrahenten zum Gastmahl – und ermordete ihn eigenhändig.

Der neue Herrscher Italiens ging nun hart gegen die germanischen Anhänger Odoakers vor, nicht jedoch gegen die römischen, auf deren Kenntnisse und Fähigkeiten er bei der Regierung seines neuen Reiches angewiesen war. Denn Theoderich ließ sich zwar kurz nach der Eroberung Ravennas von seinen gotischen Kriegern zum König ausrufen, doch regierte er nicht als Monarch der Goten, sondern als Herrscher über Goten und Römer.

Die noch vorhandenen Verwaltungsstrukturen des alten Weströmi-



AKG / Alfons Rath

In dieser Wanne aus Porphyrt sollen einst die Überreste des Gotenherrschers aufbewahrt worden sein. Wo genau die Grabkammer innerhalb des Gebäudes lag, darüber streitet die Fachwelt bis heute.

schon Reiches übernahm Theoderich fast vollständig. Mit den Anpassungen, die nötig waren, um die friedliche Koexistenz von Goten und Römern zu regeln, beauftragte er den Senator Petrus Marcellinus Felix Liberius, der einer alten stadtrömischen Familie entstammte und für sein geschicktes Vorgehen in der Folge viel Lob erhielt.

Sein oberstes Ziel: friedliches Zusammenleben mit den Römern

Zum Grundsatz von Theoderichs Herrschaft wurde die *civilitas*, das friedliche Zusammenleben, die Wahrung und der Erhalt von Ordnung und Gesetzen. Bedingung dafür war ein funktionierendes Gerichtswesen. Vor allem galt es zu vermeiden, dass Untertanen das Recht selbst in die Hand nahmen. So erinnerte Theoderich seine gotischen Dienstleute daran: „Bei einem Streitfall soll das Recht wirksam sein, nicht der Arm. Warum sollten diejenigen, die nachweislich das Gericht zur Stelle haben, Gewalttätigkeit vorziehen?“

Stand das friedliche Zusammenleben von Goten und Römern ganz oben auf Theoderichs Agenda, so strebte er jedoch keine Verschmelzung der Bevölkerungsgruppen an: Ehen zwischen Römern und Goten waren verboten.

Goten wurden auch nicht überall im Reich angesiedelt, sondern vor allem dort, wo Gefahr von außen drohte: vor allem im Norden der Halbinsel. Die Aufgabenverteilung zwischen Goten und Römern beschrieb Theoderich seinem Quästor (dem für den Schriftverkehr zuständigen Hofbeamten) Cassiodor zufolge mit den Worten: „Dum belligerat Gothorum exercitus, sit in pace Romanus“ – Während das Gotenheer Krieg führt, lebt der Römer in Frieden.

Vom Respekt für alte Traditionen zeugt auch Theoderichs Besuch in Rom im Jahr 500: Mit kaiserlichen Ehren wurde der Gotenkönig, der selbst Arianer (also in den Augen der katholischen Kirche ein Häretiker) war, von Papst Symmachus (498–514) begrüßt. Anschließend besuchte er die Peterskirche und hielt eine Rede vor dem in der Curia versammelten Senat. Mit einer weiteren Rede wandte er sich an das Volk und versprach, die Anordnungen der alten Kaiser zu bewahren.

Ein halbes Jahr lang blieb Theoderich in Rom und gebärdete sich dabei ganz wie ein Kaiser: Er schenkte den Armen Getreide, ließ Wagenrennen veranstalten und stellte Mittel für Baumaßnahmen wie die Reparatur der Stadtmauer, die Sanierung des Kaiserpalastes, aber auch der Wasserleitungen zur Verfügung. Und er zeigte sich bemüht um gute Beziehungen zu den alteingesessenen Senatorenfamilien.

In Kirchenangelegenheiten mischte sich der Gote ungern ein – auch wenn dies nicht immer zu vermeiden war. Als es 498 beim Konklave zu einer Doppelwahl kam, entschied Theoderich nach formalen Kriterien zugunsten von Symmachus – und verärgerte so die Anhänger von dessen Konkurrenten Laurentius. Spannungen zwischen der katholischen Mehrheit und den arianischen Goten scheinen jedoch eher selten gewesen zu sein.

Ordnete Theoderich ob dieser Herrschaftspraxis vielleicht bewusst an,

dass in seinem Grabmal römische wie gotische Elemente friedlich vereint werden sollten? Restlos klären lässt sich diese Frage nicht. Nach dem Tod des Herrschers war es jedenfalls rasch wieder vorbei mit der Harmonie. Theoderich selbst wurde zur Zielscheibe antianianischer Autoren. Für das 9. Jahrhundert berichtet Andrea Agnellus, dass die Porphyrrwanne, in die Theoderichs sterbliche Überreste einst gebettet worden waren, nun leer vor dem inzwischen neben dem Grabmal erbauten Marienkloster stehe.

Das Mausoleum selbst verfiel im Lauf der Zeit. Erst im 18. Jahrhundert wurden Maßnahmen zum Erhalt getroffen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts Ausgrabungen mit wissenschaftlichem Anspruch unternommen. Viele Forscher haben sich seitdem mit Theoderichs Bau beschäftigt, ohne definitive Antworten auf die zahlreichen Fragen zu finden, die er aufwirft.

Fest steht: Das Mausoleum des Theoderich in Ravenna ist einzigartig. Es gibt kein zweites Bauwerk seiner Art. Gleichzeitig ist das Unikat Zeugnis einer Zeit, in der das alte Reich der Römer einerseits noch sehr präsent war und andererseits doch langsam, aber sicher verschwand. ●

Geschichte zum Hören

DAMALS
und heute.

DER PODCAST
ZUR GESCHICHTE

Zum Thema dieses Artikels gibt es auch einen Podcast! Näheres dazu unter: www.damals.de

Literatur

Wolfgang Giese, *Die Goten*. Stuttgart 2004.

Frank M. Ausbüttel, *Theoderich der Große*. Darmstadt 2003.

Giuseppe Bovini, *Das Grabmal Theoderichs des Großen*. Ravenna 1977.

FELIX MELCHING

geb. 1985, studierte Mittelalterliche Geschichte in Berlin.

Er ist freier Historiker und einer der beiden Moderatoren des DAMALS-Podcasts.



Foto: Atelier Schild-Vogel, Berlin



Historische Objekte stecken voller Geschichten. Hier nehmen wir jeweils eines in Augenschein. In dieser Ausgabe: die Zeichnung „Der Ballhausschwur“ von Jacques Louis David.

Köpfe statt Stände

Die Französische Revolution gilt seit jeher als Vorbild für Aufstände gegen Willkür und Unfreiheit. Wie es dazu kam, erzählt anschaulich die Geschichte vom „Ballhausschwur“, der als Auftakt zur Entmachtung des Feudalregimes unter Ludwig XVI. in die Geschichte einging.

Kriege, die Kolonien in Übersee, Misswirtschaft sowie maßloser Prunk und Luxus am Hof hatten Frankreich in eine schwere Finanzkrise gestürzt. Als die Regierung Ludwigs XVI. keinen Ausweg aus dem drohenden Staatsbankrott fand, berief der König im Mai 1789 erstmals seit 175 Jahren die drei Generalstände in das Schloss Versailles ein. Bei seinem Vorhaben, die Eintreibung der Steuern weiter zu verschärfen, konnte er sich auf die Stände des Klerus und des Adels stützen. Hingegen sah der „dritte Stand“, jener der Bürger und Bauern, die historische Stunde für eine Nationalversammlung gekommen, um dem Herrscher „von Gottes Gnaden“ die Grenzen der Macht aufzuzeigen.

Zum Eklat kam es beim Antrag auf Änderung des Abstimmungsmodus: Nicht nach Ständen, sondern „nach Köpfen“, also der Anzahl der Abgeordneten, sollte aus Sicht des Dritten Stands künftig abgestimmt werden, damit eine feudale Elite nicht länger ihren Willen 98 Prozent der Franzosen auf-



zwingen könne. Als Klerus und Adel im Sinn des Königs den Antrag abschmetterten, erhob sich am 17. Juni 1789 der Stand der Bürger und Bauern selbst zur Nationalversammlung als einziger, legitimer Volksvertretung. Erzürnt über den Affront, verwies Ludwig XVI. die Ständevertreter des Schlosses.

Doch die rund 600 Deputierten des Dritten Stands ließen sich nicht einschüchtern und übersiedelten, begleitet von jubelnden Anhängern, in das Ballhaus, eine Sport- und Vergnügungsstätte in Versailles. Tische und Stühle mussten erst herbeigeschafft werden, um überhaupt tagen zu können.

Das Bild des Künstlers Jacques Louis David (1748–1825) zeigt die neue *Assemblée nationale* vom 20. Juni 1789, bei der es zum „Ballhausschwur“ kam. Jean Sylvain Bailly (1736–1793), der zuvor gewählte Präsident der Versammlung, las den Eidestext vor: Demnach schworen die Abgeordneten einander feierlich, nicht eher nach Hause zu gehen, bis eine neue und gerechte Verfassung für Frankreich beschlossen sei.

Jacques Louis David fertigte sein Werk – eine Federzeichnung – 1791 an. Vor dem prominent in der Bildmitte platzierten Jean Sylvain Bailly fallen drei sich umarmende Personen auf. Die Geistlichen – ein Kartäuser sowie ein katholischer und ein protestantischer Pfarrer – stehen für die Einigkeit der Konfessionen in der Versammlung. Ganz links unten deuten ein Schläger und Bälle auf den eigentlichen Verwendungszweck der Halle hin. Der Sturm, der die Zuschauer in der linken Fenstergalerie zerzaust, und der Blitz, der in die Schlosskapelle einschlägt, sind Vorboten der revolutionären Ereignisse.

Die Macht des Königs begann zu bröckeln, letzte Zugeständnisse kamen zu spät, immer mehr Vertreter des volksnahen Klerus und des niederen Adels liefen über. Ende Juni beugte sich Ludwig XVI. dem Druck und akzeptierte widerwillig die Nationalversammlung anstelle der Stände. In den Straßen herrschte Jubelstimmung, die bald auf Paris überschwappte.

Somit gilt der Ballhausschwur als ein entscheidender Schritt zur Revolution, die am 14. Juli 1789 mit dem Sturm auf die Bastille begann. ●

Rudolf Gruber

Info

Die lavierte Federzeichnung „Der Ballhausschwur“ (65 auf 105 Zentimeter) des Historienmalers Jacques Louis David ist im Pariser Louvre zu sehen.

Bildrätsel



Die Aufmerksamkeit der Menschen in dieser felsigen Umgebung richtet sich auf ein sehr kleines Tier rechts unten im Bild. Die 1697 entstandene Radierung von Johann Christoph Kolb greift eine Passage aus einem antiken Gedicht auf, die uns heute als Redewendung bekannt ist. Sie wird gebraucht, wenn Erwartung und Ergebnis in einem Missverhältnis zueinander stehen. Wie lautet der Satz?

?????

Zitaträtsel

Ich hätte ganz London verkauft, wenn ich einen Käufer gefunden hätte.

Von welchem englischen König des Mittelalters stammt dieser Satz?

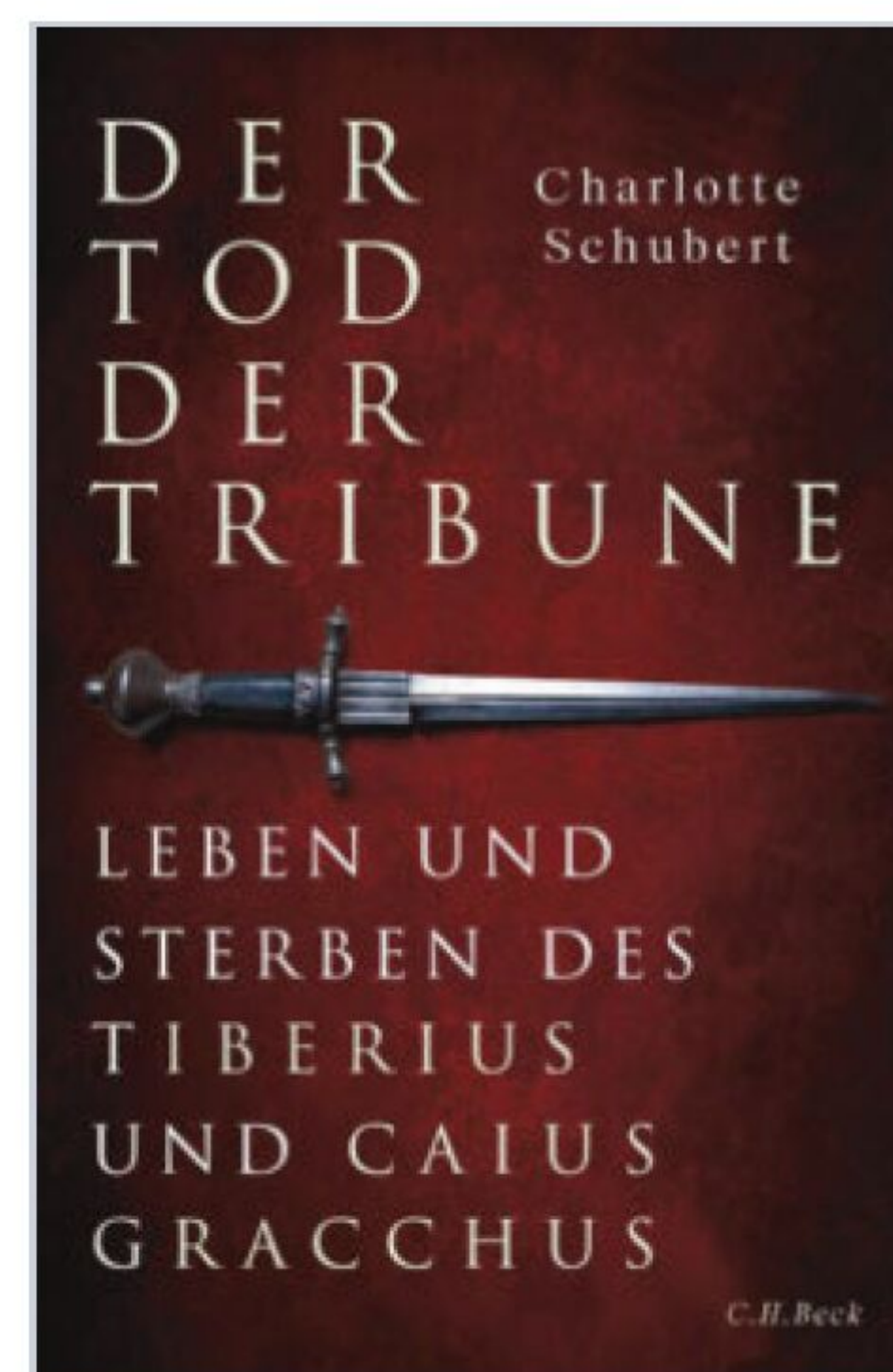
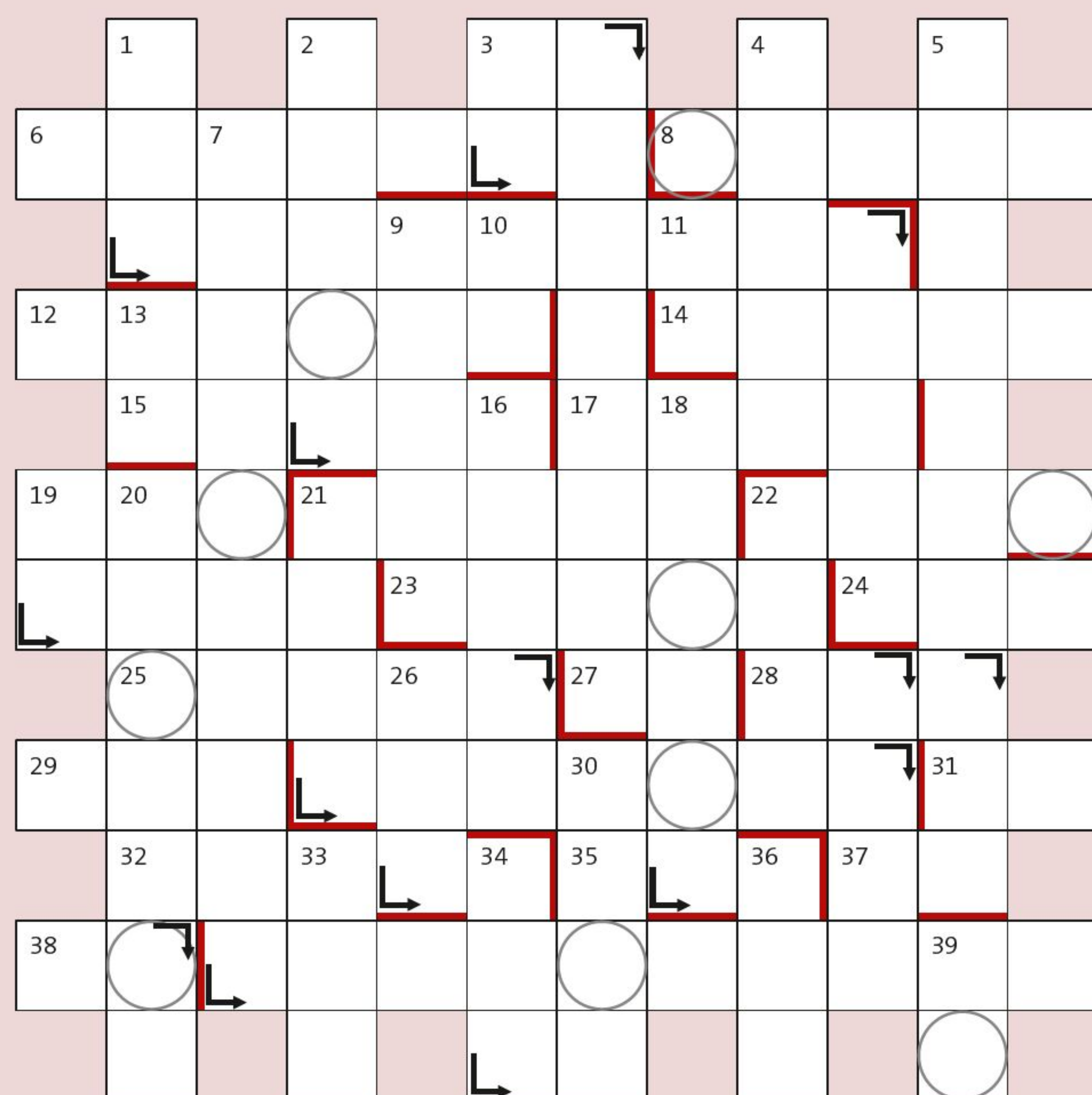
Silbenrätsel

Aus den Silben: bein – bel – ce – cho – cra – de – ei – el – ent – fa – fen – fen – fins – ga – ger – gung – haup – hek – hel – hüp – hya – in – juis – lin – me – nach – ne – nen – nen – ni – ni – nis – no – ny – on – or – per – ri – rin – rin – sa – sa – see – sel – son – su – sum – ta – te – ter – ter – the – ti – ti – tif – tor – tung – uni – va – ver – wer – zin – zin – zo sind 18 Begriffe nachstehender Bedeutung zu bilden:

- 1. für das Attentat auf Abraham Lincoln verwendete Taschenpistole
- 2. wird in gezielten Gesprächen mit freudigem Ausgang erzielt
- 3. der Weltraum, unendliche Weiten – neu nur als Jugendjahrbuch
- 4. was dieser misst, ist keine Hexerei
- 5. verortet sich in Afrika zwischen größter Wüste und Trockensavanne
- 6. häufig Müdigkeit verursachendes Antiallergikum
- 7. obgleich ein Spargelgewächs, überwiegend blau blühende Gartenzier
- 8. fünfsilbige Eklipse
- 9. auch sie ein nach Todt benannter Militärbautrupp im Zweiten Weltkrieg
- 10. wo Erich Honecker 1981 Helmut Schmidt empfang
- 11. diese Damen baden zwischen Borkum und Norderney
- 12. woraus Venus vom Hohlefels und Lonetal-Löwenmensch geschnitzt sind
- 13. nach gleichnamigem Frühstück als Theophania bekannter Vorname
- 14. die von den US-Marines angewandte Strategie im Pazifikkrieg
- 15. zeigt sich als allerletztes Aufbäumen einer sterbenden Sonne
- 16. der Ältere, der Lutherporträtierer, wurde in Kronach (!) geboren
- 17. Achilles hatte kein Erbarmen mit ihm
- 18. mit der Guillotine wurde sie zuverlässiger und standardisiert

Fortlaufend von oben nach unten gelesen, ergänzen die ersten und dritten Buchstaben eine für den Überfall auf Polen nicht unerhebliche diplomatische Vorarbeit zwischen Molotow und Ribbentrop.

Kreuzworträtsel



Ihr Gewinn:
5 x

Unter den richtigen Einsendungen verlosen wir fünf Exemplare des Buchs „Der Tod der Tribune. Leben und Sterben des Tiberius und Caius Gracchus“ von Charlotte Schubert, erschienen im Verlag C. H. Beck, München.

Bitte tragen Sie Ihre Lösung bis zum 12. Juli 2024 im Online-Formular ein:
<https://damals.info/raetsel>



Oder senden Sie Ihre Lösung per Postkarte bis spätestens 12. Juli 2024 an:
Redaktion DAMALS
Ernst-Mey-Straße 8
70771 Leinfelden-Echterdingen

Die Auflösung des Rätsels erscheint im nächsten Heft.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mitarbeiter der Konradin Medien-gruppe können nicht teilnehmen.

7. ... wo die Deutschen das besetzte polnische Territorium so bezeichneten
9. In der Regel überragend schöpferisch tätig
10. Von Iris Berben gespielte Kriminalkommissarin (Initialen)
11. Der Oranges Nationalitätskürzel
13. Wo Preußen in Franken herrschten, führen Kraftfahrer heute das im Schilde
16. Wäre beinahe zum Bürgerbräukellerheld geworden
18. Sozusagen ohne Übergang
19. Das römische Baden-Baden
20. Spanische Obst- und Gemüsegärten
21. Bereits eine Stunde bevor zurückgeschossen wird wurde sie am 1. September 1939 beschossen
22. Vertritt in Deutschland Textdichter, Komponisten und Musikverleger (Abk.)
26. Soundcheckvokabel
30. Blickt vom Turm der City Hall über Stadt und (sein) Land in Philadelphia
33. Wie man sich in 19 Senkrecht grüßte
34. Funzelleuchtstoff
36. Kurznachrichtendienst (englische Abk.)
39. Unsterblich mit Sweet Caroline (Initialen)

15. Alle sind für den Bowler Zehne
17. Heilands Oma
19. Meteorologisches Hotspotgewässer 2021
21. Bevor die Russen kamen überwiegend polnisch geprägte litauische Metropole (deutsche Schreibweise)
22. An Land Besucher, auf dem Meer Matrose
23. Hart und doch flexibel; deshalb für viele Werkzeuge stielechtes Holz
24. Und ob ich schon wanderte in dieser finsternen Gegend ...
25. Diebisch bei Rossini
27. Wollte doch nur nach Hause telefonieren
28. Golden ist sie, wenn angemessen, beim ersten Abzweig, während beim zweiten solche leicht hochgehen können
29. Womit Arbeit energisch zur Einheit wird
31. Macht das Land zur Insel
32. Wird an der Tafel sowohl bestrichen als auch ausgebracht
35. Fährt mit ihrem von Phaethon und Lampos gezogenen Wagen Helios voraus
37. Tunesiens TLD
38. Ist weder flüssig noch fest

Senkrecht

1. Der mit seiner Heimatarmee vor Ort agierende Teil der polnischen Exilregierung 1939–1945
2. Zauberwurzel
3. The-Doors-Auftakt zu Apocalypse Now
4. Polens verlustreichste Bevölkerungsgruppe im Zweiten Weltkrieg
5. Organisierten sich in der Heimatarmee ...

Waagerecht

3. Ausdauernd: Die Suche nach dem Wrack von Shackletons 1915 gesunkenem Schiff war 2022 schließlich von Erfolg gekrönt
6. Noch heute allgemein verwendet für UK
8. Mutmaßliche Covid-19-Patient-Zero-Location
12. Laokoon fürchtet sich vor ihnen, auch wenn sie Geschenke bringen
14. Zentralbalte

Auflösungen auf Seite 81

ISSN 0011-5908
DAMALS – Das Magazin für Geschichte.
Vereinigt mit dem Magazin GESCHICHTE. 56. Jahrgang, 2024.
Gegründet 1969 von Dr. Hans Rempel (†).

Herausgeberin: Katja Kohlhammer

Verlag:
Konradin Medien GmbH
Ernst-Mey-Straße 8, 70771 Leinfelden-Echterdingen, Germany

Geschäftsführer: Peter Dilger

Verlagsleiter: Kosta Poullos

Chefredakteur: Stefan Bergmann (bgm)
Ernst-Mey-Straße 8, 70771 Leinfelden-Echterdingen, Germany

Redaktion:
Dr. Armin Kübler (ak) – Planung
Ralph Schmidberger – Bildredaktion, Schlussredaktion
Carsten Felker – Bildredaktion, Assistenz
Dr. Anna Joisten (aj) – aktuell, kurz notiert, Online

Ständige freie Mitarbeiter:
Dr. Sabine Buttinger – Zeitpunkte: Mittelalter/Neuzeit
Udo Jansen – Kreuzworträtsel und Silbenrätsel
Grafikbüro Karl Marx – Infografik
Dr. Wolfgang Niess – Fernsehen, Hörfunk
Björn Schöpe – Zeitpunkte: Antike
Matthias Speidel – Zeitpunkte: 19./20. Jahrhundert

Fragen zu redaktionellen Inhalten:
DAMALS Redaktionsassistentin
Carsten Felker, Phone +49 711 7594-447, Fax -1447
E-Mail: damals@konradin.de

Layout: Katrin Apel, Michael Kienzle, Kai Oliver Roth

Anzeigen- und Mediaberatung
(Verantwortlich für den Anzeigenteil):
Eileen Miccoli, Phone +49 711 7594-366,
E-Mail: eileen.miccoli@konradin.de
Auftragsmanagement:
Angelika Rottländer, Phone +49 711 7594-316,
E-Mail: angelika.rottlaender@konradin.de

Leserservice:
Abonnementbetreuung, Probehefte, Einzelverkauf,
Adressänderungen:
Leserservice DAMALS
Postfach 810580, 70522 Stuttgart
Phone +49 711 82651-208, Fax +49 711 82651-399
E-Mail: DAMALS@zenit-presse.de

Vertrieb:
Heike Wiedenig, Phone +49 711 7594-482

Pressevertrieb Handel:
IPS Pressevertrieb GmbH
E-Mail: hschmitz@ips-d.de
Fax: +49 2225 8801-459

Bezugspreise:
Jahresabonnement (12 Hefte + 2 Sonderausgaben):
Inland 122,30 € inkl. MwSt. und Versandkosten,
Ausland 132,70 € / 149,40 CHF inkl. Versandkosten.
Für Schüler, Studenten und Auszubildende gegen Nachweis:
Inland 86,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten,
Ausland 96,70 € / 113,40 CHF inkl. Versandkosten.
Jahresabonnement (12 Hefte):
Inland 96,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten,
Ausland 105,60 € / 124,80 CHF inkl. Versandkosten.
Für Schüler, Studenten und Auszubildende gegen Nachweis:
Inland 60,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten,
Ausland 70,20 € / 91,20 CHF inkl. Versandkosten.
Einzelverkaufspreis: 7,30 €, Ausland 8,00 € / 14,30 CHF.
Kündigungen von Abonnements sind dem Leserservice DAMALS,
Postfach 810580, 70522 Stuttgart, schriftlich mitzuteilen.

Bei Nichterscheinen aus technischen Gründen oder höherer
Gewalt entsteht kein Anspruch auf Ersatz.

Druck:
Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1-15,
70771 Leinfelden-Echterdingen, Printed in Germany

©2024 by Konradin Medien GmbH, Leinfelden-Echterdingen

Erhältlich im Zeitschriften-
und Bahnhofsbuchhandel
und beim Pressefachhändler
mit diesem Zeichen



konradin
mediengruppe

Wer gut sprechen will, muss wenig reden

Christine von Schweden

DIE DEUTSCHEN UND IHRE KOLONIEN (5-2024)

*Der Artikel zu den Tagebüchern Lothar
von Trothas: endlich etwas Neues*

Ich beschäftige mich seit knapp 30 Jahren mit der deutschen Kolonialgeschichte und kaufe auch regelmäßig aktuelle Zeitschriften zum Thema – leider meist ohne Erkenntnisgewinn, da Altbekanntes nur immer wieder anders dargestellt wird. Ihr Heft hat da mit dem aufschlussreichen Artikel von Herr Dr. Eckl zu den Tagebüchern Lothar von Trothas tatsächlich mal etwas Neues gebracht. Danke!

Arne Schöfert, via E-Mail

Es ist ein populärer Irrtum, Europas Reichtum sei einem Raub zu verdanken

Mit großem Interesse habe ich die Beiträge von Dr. Häussler und Dr. Eckl gelesen, weil dort Dinge standen, die man nicht ohnehin schon überall liest. Herr Dr. Frühsorge hingegen wiederholt den populären Irrtum, dass der Wohlstand Europas vor allem dem Raub in anderen Erdteilen zu verdanken sei und ignoriert dabei den enormen Entwicklungsvorsprung, den Europa gegenüber Amerika, Afrika und Australien bereits vor Beginn des Kolonialismus hatte: Selbst die amerikanischen Hochkulturen kannten noch nicht das Rad.

Simon Akstinat, via E-Mail

Die Kameruner sehen die deutsche Kolonialverwaltung recht positiv

Ihr Heft über den deutschen Kolonialismus ist extrem unkritisch. Ich möchte dem einmal gegenüberstellen, dass die Kameruner, die ich getroffen habe, sämtlich der deutschen Kolonialverwaltung recht positiv gegenüberstanden. Der Kameruner Martin Diobobe, seines Zeichens Zugführer der Hoch- und Untergrundbahn in



Das DAMALS-Heft 5-2024 zur deutschen Kolonialgeschichte – mit einem Schwerpunkt auf dem Völkermord in Deutsch-Südwestafrika.

Berlin Anfang des vergangenen Jahrhunderts, hat sogar im Namen der „Eingeborenen“ von Kamerun in einem Brief an die Reichsregierung gegen „den Raub der Kolonien“ durch die Engländer und Franzosen protestiert und den Verbleib im Reich verlangt. Eine Folge des Kolonialismus war auch die Ausrottung der Schlafkrankheit durch Robert Koch – ein großer Gewinn für Afrika.

Ralph Aurand, via E-Mail

Die hier abgedruckten Leserbriefe stellen keine Meinungsäußerung der Redaktion dar, sondern sind persönliche Stellungnahmen der genannten Einsender. Aus Platzgründen behält sich die Redaktion vor, Zuschriften gekürzt oder auszugsweise zu veröffentlichen.

Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht gelungen, alle Rechteinhaber der Abbildungen dieser Ausgabe ausfindig zu machen. Wir bitten, etwaige Ansprüche an die Redaktion geltend zu machen.

Diese Ausgabe bzw. ein Teil dieser Auflage enthält eine Beilage von: RSD Reise Service Deutschland GmbH (Teilbeilage). Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

**BILDRÄTSEL**

„Der Berg kreißte und gebar eine Maus“ ist die verkürzte Version eines Verses aus der „Ars poetica“ des römischen Dichters Horaz (65–8 v. Chr., oben: Stich, 16. Jahrhundert). Die Schreibweise des ersten Verbs in dieser Redewendung geht auf das mittelhochdeutsche Wort für „gellend schreien“ zurück. Auch der „Kreißsaal“ hat denselben etymologischen

Ursprung. Der Berg dieser Allegorie liegt also in den Wehen, bevor er zur Enttäuschung aller nur einen kleinen Nager zur Welt bringt.

ZITATRÄTSEL

König **Richard I. von England** (1189–1199), genannt „Löwenherz“, zählt in den Augen der Nachwelt zu den schillerndsten Herrschern des Mittelalters. Doch seinen Untertanen bereitete er viel Kopfzerbrechen. Nicht nur seine Teilnahme am Dritten Kreuzzug (1189–1192) kam England teuer zu stehen. Auf dem Rückweg aus dem Heiligen Land geriet Richard zudem in Gefangenschaft von Kaiser Heinrich VI. Dieser ließ den König erst gegen ein hohes Lösegeld frei, für das in England neue Steuern erhoben werden mussten.

SILBENRÄTSEL

Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt

1. Deringer, 2. Einigung, 3. Universum, 4. Tachometer, 5. Sahelzone,

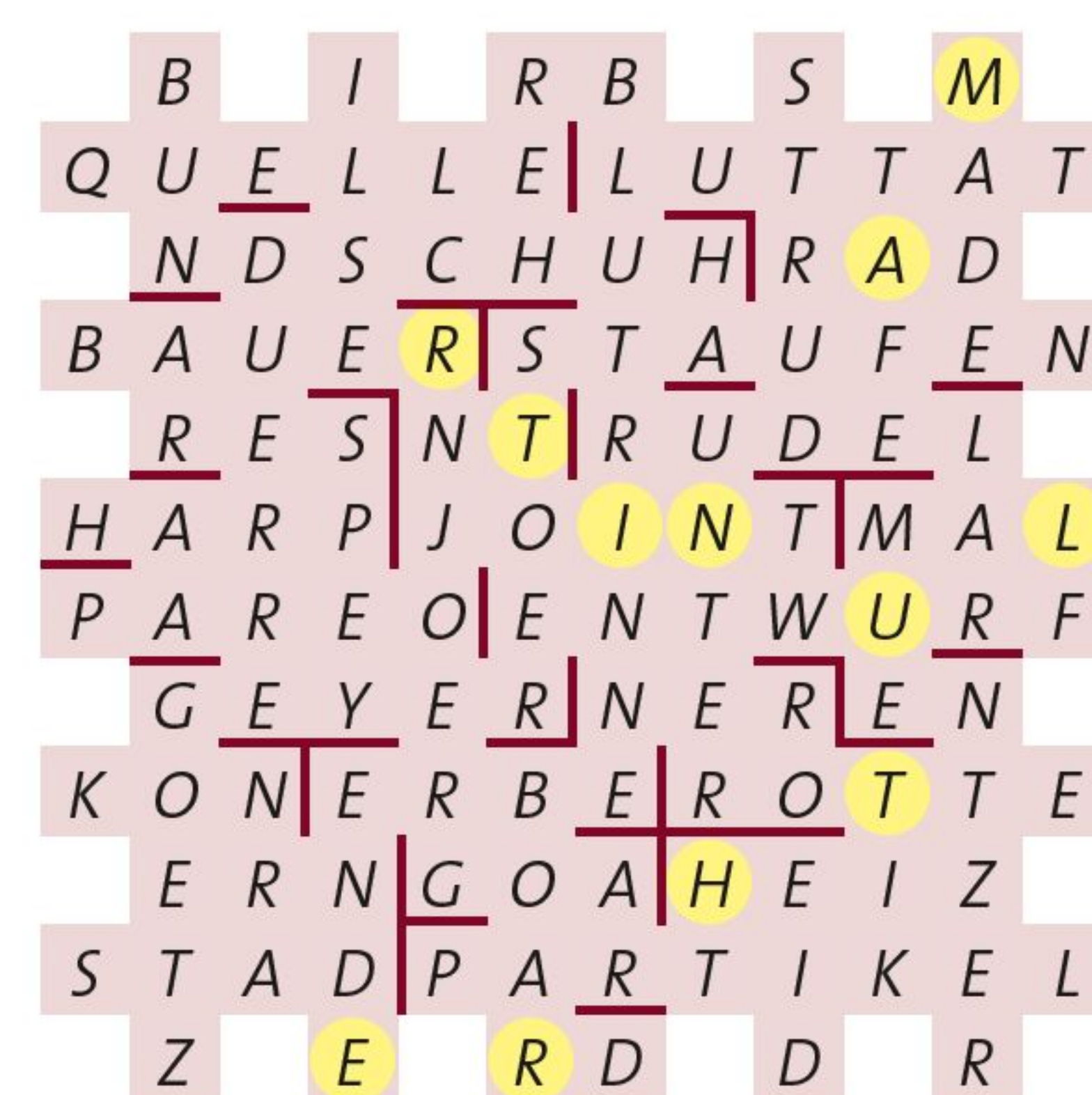
6. Cetirizin, 7. Hyazinthe, 8. Sonnenfinsternis, 9. Organisation, 10. Werbellinsee, 11. Juisterinnen, 12. Elfenbein, 13. Tiffany, 14. Inselhüpfen, 15. Supernova, 16. Cranach, 17. Hektor, 18. Enthauptung

KREUZWORTRÄTSEL

Die Gewinner aus Heft 5-2024:

Karsten Balg, Niklas Gradinaroff, Michaela Kneis, Andrea Plitt, Andreas Schlosser

Lösungswort 6-2024: **Martin Luther**

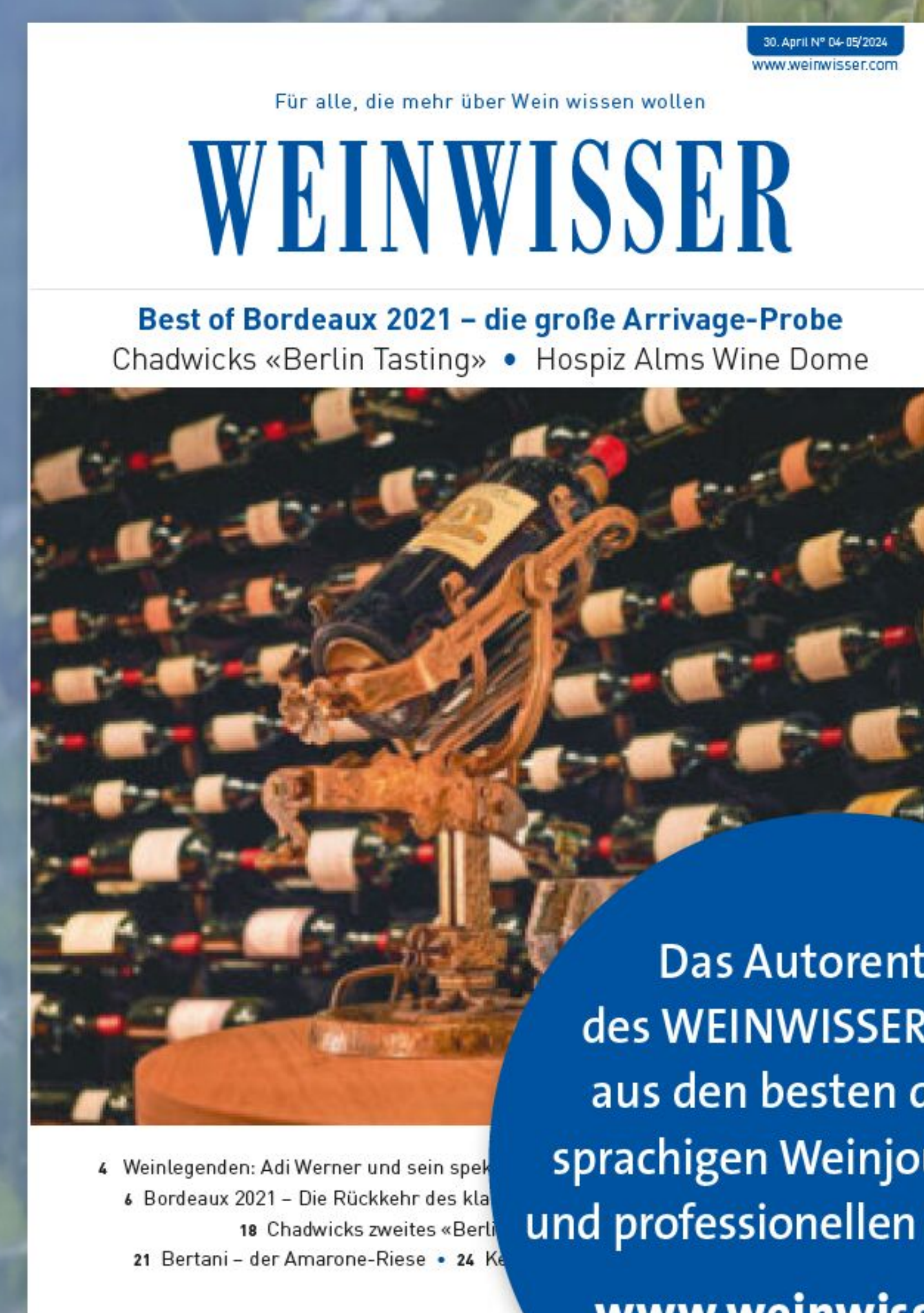


WEINWISSER

Für alle, die mehr über Wein wissen wollen

Unabhängig, fundiert, kompakt:

WEINWISSER ist das führende deutschsprachige Wein- und Verkostungsmagazin für Weinprofis, ambitionierte Weinliebhaber und für alle, die mehr über Wein und deren Macher wissen wollen. Seit 25 Jahren beschreibt und bewertet WEINWISSER jährlich systematisch über 4.000 Spitzenweine aus aller Welt und bietet Profis und Weingenießer eine einzigartige Einkaufshilfe und wertvolle Orientierung in der Welt der großen, feinen und gesuchten Weine.



Das Autorenteam des WEINWISSER besteht aus den besten deutschsprachigen Weinjournalisten und professionellen Verkostern.
www.weinwisser.com

TITELTHEMA

Griechen gegen Perser

Schon 490 v. Chr. hatte Perserkönig Dareios I. einen Versuch unternommen, die Griechen zu unterwerfen. Aber in der Schlacht von Marathon besiegten die Athener das persische Heer. Einen neuen Anlauf unternahm der neue Herrscher Xerxes I. im Jahr 480 v. Chr. In der Schlacht bei den Thermopylen rieben die Perser das griechische Kontingent auf und verwüsteten das Land. Mit zwei Siegen, im September 480 v. Chr. in der Seeschlacht bei Salamis und im Sommer 479 v. Chr. bei Plataiai, schlugen die Griechen die Angreifer jedoch zurück. Rechts: die Seeschlacht von Salamis (Holzstich von 1867, später koloriert).



AKG



AKG / sciencesource / Victor Englebert

ES GESCHAH VOR 55 JAHREN

Rock in Woodstock

Beim Musikfestival in Woodstock (Bundesstaat New York) im August 1969 feierten rund 400 000 junge Leute ihre Vision von einer anderen Welt.

GESELLSCHAFT

Die Affäre Niklas Muffel

Der Patrizier Niklas Muffel war lange Zeit einer der mächtigsten Männer der Reichsstadt Nürnberg gewesen. Am 28. Februar 1469 wurde er jedoch gehängt. Wie kam es dazu?

DAMALS

Das August-Heft erscheint am
19. Juli 2024



AKG / Brandstaetter Images / Archiv Seemann

TECHNIK

Quellwasser für Wien

Eine kühne technische Lösung befreite vor 150 Jahren die damalige Habsburger Kaiser- und Residenzstadt Wien von ständig wiederkehrenden Seuchen. Zwei Hochquellenleitungen (hier der Bau eines Aquädukts, um 1865) versorgten Wien fortan mit frischem Wasser aus den Bergen.



AKG / UIG / HUM images

POLITIK

Kurs des Knüppels

US-Präsident Theodore („Teddy“) Roosevelt (1901–1909) verkörpert mit seiner zupackenden Außenpolitik den Aufstieg der USA zur Kolonialmacht. Sein Programm im Umgang mit anderen Ländern skizzierte er 1901 mit diesem berühmten Ausspruch: „Sprich sanft und trage einen großen Knüppel, dann wirst du es weit bringen.“

Mehr zur Geschichte – DAMALS online:
www.damals.de

Die neue **natur** Sonderausgabe ist da



Die Heilkraft der Natur

Von der Biologie des Menschen, natürlichen Wirkstoffen und gesundheitsfördernden Therapien

Schon in der Steinzeit linderten die Menschen ihre körperlichen Beschwerden mit Heilpflanzen. So griffen die Neandertaler bereits vor 50.000 Jahren bei Zahnschmerzen zu Pappelerinde. Die darin enthaltene Acetylsalicylsäure kennen wir heute als Aspirin. Später, in den Klostergärten des Mittelalters, kultivierten Mönche und Nonnen Heilpflanzen und dokumentierten ihre Wirkung für die menschliche Gesundheit. Die Medizin schöpft seit jeher aus dem Arzneischatz der Natur. Das Sonderheft beschreibt das Spektrum natürlicher Wirkstoffe und stellt verschiedene naturheilkundliche Verfahren vor.

**Jetzt
neu**

Jetzt für nur 6,30 € online bestellen:
www.direktabo.de/natur/angebote

Oder direkt beim natur Leserservice:

natur Leserservice
Postfach 810580
70522 Stuttgart

Phone 0711 82651-207
E-Mail natur@zenit-presse.de



41A2024



JÜDISCHES
MUSEUM
FRANKFURT

Natalia Romik

Architekturen des Überlebens

Geschichte – Kunst – Forensik

1. März – 1. September 2024

Die Ausstellung wird präsentiert
in Zusammenarbeit mit:

TRAFO
TRAFOSTACJA SZTUKI W SZCZECINIE
WWW.TRAFO.ART

ZACHĘTA

Wir danken für die Unterstützung:

EvonikStiftung



GESELLSCHAFT
DER FREUNDE UND FÖRDERER
DES JÜDISCHEN MUSEUMS E.V.

Medienpartner:

arte

MU
MUSEUMS
UFER